

28 406

Das andere Amerika

von

John Lassen



~~174.~~

8

Das andere Amerika

Bilder, Skizzen und Reiseschilderungen

von

JOHN LASSEN

Deutsch von Stefan J. Klein

Jüdisches Reform-
Realgymnasium
Breslau.
Bücherei

FREIDENKER-HAUSBÜCHEREI, BAND 7

VERLAGSANSTALT PROL. FREIDENKER
LEIPZIG 1924

*Liter. podzwinnu
Ameryka*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168772



28406

Copyright by
Verlagsanstalt prolet. Freidenker
Leipzig-Li.

ZBIORNICA
Kolekcji
Zachowanych

NH-69370 N-497518/111K

Ankunft in Amerika.

All unsere Hoffnungen sind geschwunden. Wir können bis Samstag Mittag nicht im Hafen sein, und so ist es bereits gewiß, daß wir noch zwei Tage auf dem Schiff bleiben müssen — zumindest wir, die Passagiere des Zwischendecks.

Die kleinen boxenden Boote umschwärmen den Schiffsriesen. Steuern auf den Riesen zu. Puffen ihn. Kommandoworte durchschneiden die Luft. Und der Schiffsriese strebt langsam, würdevoll weiter.

Also New York.

Wir stehen alle an der Reeling.

Einer, der Amerika bereits kennt, erklärt.

Es gibt noch immer Optimisten: „Wenn sie mit der zweiten Klasse rasch fertig werden, so lassen sie auch uns noch hinein.“

Ein Deutscher, der zum zweitenmal nach Amerika kommt, lacht: „Ausgeschlossen!“ Er zeigt auf die Pufferdampfer. „Sie sehen ja, wie langsam wir fahren“ — und er fügt noch hinzu: „meine erste Sache wird sein, daß ich mir Papiere geben lasse. Ich Heuochs — jetzt könnte ich bereits ‚citizen‘ sein.“ Alle nicken. Freilich, das ist eine prächtige Sache, Staatsbürger, citizen, zu sein. Das sahen wir bereits in Bremen. Ueberall kamen sie als erste

dran — und sie müssen auch nicht nach Ellis Island, können sofort das Schiff verlassen; noch heute, Samstag Abend, o, welch ein Glück!

Das Schiff scheint sich tatsächlich gegen jedes Boxen hartnäckig zu wehren. Sirenen gellen. Schiffe kreuzen umher. Breite Barkassen zerschneiden hastig das graue Wasser. Ein Frachtdampfer fährt vorbei. Etwas weiter entfernt wird von einem Schiff Schmutz in die Tiefe geschaufelt. Am Ufer eine Sandbarke . . . Und ein kleiner Hund. Ein bellender kleiner Hund. Ein umherhüpfender kleiner Hund.

Wir betrachten alle den kleinen Hund. Bedeutet er doch das Ufer, den nahen Hafen.

„Hier gibt es Leben“ — sagt ein fünfzehnjähriger Polenjunge — „nicht so wie in Bremen.“

„Das ist, weil sie uns alles rauben“ — spricht ein Deutscher, und alle haben Mitleid mit dem Deutschen, dem alles geraubt wurde. In der Tasche hat er einen Vertrag über die Uebernahme eines Bäckerladens. Auf diesen Vertrag ist er äußerst stolz, denn: „Ich pfeif’ auf die Gefälligkeit der Verwandten, kann auch ohne sie in die Stadt.“

Und New York . . .

Geheimnisvoll liegt die Stadt vor uns. Die Wolkenkratzer sind in feine Nebel gehüllt. Von hier, aus der Ferne, hat man gar nicht den Eindruck, daß die Stadt lebe. Sie scheint in ein großes und tiefes Geheimnis versunken. Aber an einer Stelle, auf dem Ufer, gibt es dennoch Leben. Ein Kran. Und hier wimmelt es von winzigen Menschlein.

„Uje, was wird denn das?“ — fragt ein Slowakenmädchen mit slawischer Betonung.

Und der sonnengebräunte Slowake aus Oberungarn, der Amerika schon kennt, erklärt auch sofort:

„Ein Haus. Hier werden so die Häuser gebaut.“

„Je!“ — ruft das Mädchen und ist sehr erstaunt darüber, daß die Häuser hier anders gebaut werden als daheim, im Komitat Trencsén . . .

Natürlich behielt der Pessimist recht. Es war schon spät am Nachmittag, als es gelang, das Schiff in den Hafen zu lotsen.

Ein junges Mädchen weint auf: „Wie glücklich bin ich.“ — Denn es erwartet den Verlobten aufs Schiff. Das mag tatsächlich ein großes Glück sein. Sie werden sich auf dem Schiff trauen lassen und werden noch heute als Mann und Frau an Land gehen können. Dies weiß jeder von uns, denn es kam ein Kabel aufs Schiff.

Jetzt eilen alle auf die andere Seite des Schiffes. Schließlich muß man doch sehen, wie wir landen. Außerdem gibt es auf dem Ufer Leute.

Wie prachtvoll sind doch die kleinen Wägelchen, die von selbst mit dem Gepäck dahinsausen!

Eine Jüdin ist ganz besonders aufgeregt. „Ob mich Rebekka wohl erwarten wird? — Was denken Sie, wird man Rebekka aufs Schiff lassen?“ — fragt sie einen mit den amerikanischen Sitten bereits vertrauten Deutschen, der am gefälligsten zu sein scheint.

„Ausgeschlossen. Das Schiff wird wie ein Schatz bewacht.“

Die Glocke ertönt.

Für viele ist es ein glücklicher Augenblick.

Die Passagiere der ersten Klasse verlassen bereits das Schiff.

„Auf die wartet ein Auto und nicht die Insel“ — sagt der Deutsche.

„Gibt es denn auch hier solche Ungerechtigkeit?!“ — staunt der fünfzehnjährige Polenknabe — „ich dachte, daß es so etwas nur bei uns gebe.“ — Er las unterwegs viel und lernte am fleißigsten von uns allen Englisch. Hat sicherlich die Absicht, Millionär zu werden.

Er neigt sich über die Reeling und schwenkt ein kleines amerikanisches Fähnlein: „Das wird mein Vaterland sein.“

Der deutsche Bäcker-Kandidat knurrt ihn zornig an:

„Jerusalem ist Dein Vaterland!“

Der Fünfzehnjährige antwortet nicht.

Er errötet nur sehr, bis ans Herz. Und die Erinnerung an einen Pogrom durchzuckt ihn. Ein kleines Dorf. Polnische Soldaten. Knute. „Schert Euch nach Jerusalem!“ — „Aber viele können nicht mehr hin“ — sagt er traurig — „sind tot. Auch mein Vater ist tot.“

Es war keine Zeit, lange diesen Gedanken nachzuhängen.

Aufgeregtes Hin- und Hereilen.

Die amerikanischen Bürger suchen ihr Gepäck. Die Namen der Protegierten werden aufgerufen. Verfügungen sausen durch die Luft. Die Stewards ziehen ihre Ausgangsgewänder an. Auf dem Ufer wimmelt es. Einige drängen sich neugierig zum Ausgang, werden aber von zwei Wächtern rasch zurückgetrieben.

Der Deutsche erzählt, daß einmal eine Frau und ein Mann zurückgehalten und heimgeschickt wurden, „weil sie auf dem Schiff ein sträfliches Verhältnis angefangen hatten.“

Die kleine Slowakin aus dem Komitat Trencsén flüstert ihrem Gefährten auf Ungarisch ins Ohr: „Sah er vielleicht etwas?“

Sie wird ganz rot.

Die Stimmung ist äußerst gedrückt. Man kann nie wissen. „Die Behörden sind erbärmlich.“ Dies sagt ein Ungar aus dem Komitat Pest, der in solchen Dingen Erfahrung haben konnte.

Allmählich legt sich der Lärm. Die Passagiere der ersten Klasse mochten sich bereits in den Hotels von New York ausruhen. Die der zweiten Klasse befanden sich auf der Insel, und auch die Amerikaner hatten schon das Schiff verlassen.

Die Zwischendeckpassagiere waren allein geblieben. Mit der schweren Sorge: Ob wir wohl hineingelassen werden?

Die Gefährtin der Braut erzählt: „Die Arme weint bitterlich — ihr Bräutigam ist noch nicht gekommen.“ Dies ist wahrlich eine traurige Nachricht.

Nur der Bäcker-Kandidat wird nicht verstimmt. „Wir Deutschen sind kluge Menschen. Ich brauche weder einen Bräutigam, noch Verwandte“ — grinst er — „mich bringt mein Bäckerladen nach New York!“

Jetzt hatte mit Deutschland niemand mehr Mitleid.

Tiefe Gräue umschlingt das Schiff. Und das Grau geht langsam in Schwarz über. In der Ferne schimmern kleine Lichter auf. Und in der Weite, nahe den Sternen, erglüht ein roter Stern.

„Dies ist das Dach des „Singer-Building“ und gibt die Zeit an“ — erklärt der sympathische Deutsche (nicht der Bäcker-Kandidat).

Kleine Gruppen bilden sich.

Alle sind hoffnungsvoll. Niemand empfindet Heimweh. Eine einzige Frage bedrängt die Herzen: „Wird man uns hineinlassen? Wurde inzwischen nicht die Zahl überschritten? Sind die Dokumente in Ordnung? . . .“

Der eine ruft den erfahrenen Deutschen beiseite.

„Sagen Sie, ich habe die fünfundzwanzig Dollars nicht mehr“ — plappert er hastig — „wird man mich nicht zurückschicken?“

Der Deutsche ermutigt ihn wohlwollend, er möge dies nicht sagen, wenn er danach gefragt wird. „Sie brauchen das Geld nicht zu zeigen. Sagen Sie ja nicht die Wahrheit, nur ja nicht die Wahrheit!“ — wiederholt er — und dies war der beste Rat, den er ihm für das neue Land geben konnte.

„Arme Braut!“ — spricht das kleine Slowakenmädchen.

Plötzlich jedoch durchheilt das ganze Schiff die Botschaft: „Der Bräutigam ist da, der Bräutigam ist da!“

Darüber freuen sich alle aufrichtig.

„Wenn mir doch auch meine Rebekka einen Zettel schicken könnte“ — seufzt die Jüdin.

Aber Rebekka konnte keinen Zettel schicken. Arme Rebekka. Dieser Name hat auch hier einen schlechten Klang, — hier — in Amerika.

Die Mädchen setzen sich im Kreis um den fünfzehnjährigen Judenknaben aus Polen. Der nimmt seine Gitarre zur Hand, entlockt dem Instrument weiche und traurige Töne.

Die Slowakin schmiegt sich an ihren Gefährten. Sie neigen sich über die Reeling. Betrachten die Lichter. Und zählen, wie oft auf dem Dache des „Singer-Building“ der Stern grün und wie oft er rot erglüht.

Dann schmiegen sie sich immer enger aneinander.

Als sie jedoch die schmale Treppe hinabsteigen, fragt das Mädchen ängstlich: „— und wenn sie mich nicht hineinlassen?“

„Dummkopf“ — antwortet der Mann, versetzt dem Mädchen einen Schlag auf den Rücken und preßt es noch heftiger an sich.

Dies war eine überzeugende Beweisführung.

Auf dem Verdeck weint die Gitarre.

Und oben am Himmel erglüht rufend und geheimnisvoll der rote Stern . . .

Fifth Avenue.

Vom Dach des Autobus.

Gelbe Lichter glänzen wie Lampions im Abend auf. Alles bewegt sich, alles wogt, alles drängt vorwärts. Das Menschendickicht mutet wie ein gewaltiger, nie endender Wellengang an, der von Downtown ausgeht und sich endlos aufwärts türmt. Die Strohhüte der Männer sind das dominierende Element. Die Krepfen verdichten sich zu einem Ganzen. Vom Dach des Autobus sieht man nur die sich unablässig hochtürmenden gelben Farbflecken.

Doch wird das Menschendickicht des Bürgersteigs bisweilen unterbrochen. Der Strom hält an. Die Krepfen fließen noch dichter in viereckige Würfel zusammen und geben den Weg einem anderen Strom frei, der die feste Strohhutmauer in der Mitte durchschneidet.

Das Ganze währt einen Augenblick. Da glänzt auch schon eine neue Farbe auf. Und abermals setzt sich der Strohhutstrom in Bewegung. Aber auch die Fahrstraße ist nicht leer. Eigentlich ist die Straße gar nicht sichtbar. Man sieht nur die schwarzen Automobildächer. Und die winzigen roten Lichtlein, die rastlos verlöschen und von

neuem aufglänzen. Endlose Wegweiser neuer und neuer Wagen. Wieder glänzt eine neue Farbe auf. Die grüne Laterne inmitten der Straße. Alles hält an. Die Wagenreihe wird unterbrochen. Der Polizist ist auf seinem Posten. Er hat tausend Augen. Hier und dort bricht ein Auto hervor und biegt ein. All dies geschieht in stummer Stille. Dumpf summt das Geräusch der Straße dahin. Die Autos gleiten und surren so leise, wie Nachtfalter zur Sommerzeit.

Die Straße glänzt. Doch ist dies nicht der Glanz des Broadway. Ist nicht schreiender und alles überbietenwollender Glanz. Hier ist alles elegant. Die Farben sagen: wir brauchen keine gewöhnlichen Menschen. Wir sind vornehm. Wir sind exklusiv. Wir spekulieren nicht auf die Taschen des Beamtenheeres. Wir brauchen keine Arbeitergroschen. Wir sind reich. Wir haben es ausschließlich auf die Dollars der Reichen abgesehen.

Ein Schaufenster. Der gelbe Glanz der Straße wird ganz fahl neben dem Fenster, dessen silbrige Helle auf den wogenden Menschengesichtern, auf den Strohhüten schimmert und auch auf die Scheiben des dahingleitenden Autobus fällt. Die Menschen bleiben stehen. Die wogende Seide des silberbehangenen Mädchens ergießt sich über die Straße. Die schwere Seide flutet weich dahin, und die silbernen Schuppen werfen mit tausendfachem Gleißeln das funkelnde Licht zurück.

Fünf Weltteile haben in diese Straße ihre Kostbarkeiten gebracht.

Dahin saust der Autobus.

Im Halbstock tragen livrierte Diener auf schweren Silberplatten Speisen auf. Verschnörkelte Marmorsäulen bohren sich in die Höhe . . . Ein Schaufenster bietet Knabe-Klaviere an. Feine Möbel. Braun abgetönte vornehme Farben . . . Die eine Fensterscheibe wirft auf japanische Kimonos ihre Strahlen. Ein rasch entgleitendes Bild . . . Porzellan. Im Fenster eines Antiquitätenladens ein primitiver gotischer Altar . . . Aus der Höhe ist nur Christi hochaufstrebende Gestalt sichtbar. Der Antiquitätenhändler hat auf die blendende Helle verzichtet und nur das ewige Licht vor dem Altar angezündet . . . Grünes mystisches Flackern erhellt chinesische Vasen, dann geht's an einem modernen Geschäft vorbei. Hier sind die Waren der Wiener Werkstätte ausgestellt. Die phantastischen Farben münden gleichsam in die gelbe Lichtflut der Fifth Avenue.

In der Straße des Reichtums wird selbst das Obst in Marmorsälen verkauft. Und was für Obst! Was Nord und Ost, West und Süd an Gaumenkitzel hervorgebracht haben, all das findest du hier. In blendendem Durcheinander: Datteln, Trauben, Ananas, riesige Erdbeeren, Orangen und Obstsorten, die einfache Proleten nicht einmal dem Namen nach kennen.

Neben der Kirche ein kleiner Blumentisch. Der Autobus hält, und der Blumenduft dringt selbst durch die schwere Sommerluft zu uns herüber. Nicht einmal die Strohhüte vermögen ihn aufzuhalten. Bis

ans Dach des Autos brandet die Duftwelle der Rosen. Rot und prachtvoll glühen die Blumen im Schaufenster. Die roten Rosen, die da duften, sehen aus, als bekämen sie nicht von außen den Glanz, als ob ihr eigenes loderndes Rot die Lichtsymphonie über die Straße ergösse.

Marmorpaläste.

Dahin saust der Autobus.

Ein Blick nach rückwärts. Wir nähern uns dem dunklen Zentral-Park. Hinter uns, zwischen den ungeheuren Hausriesen, scheinen hohe Scheiterhaufen zu lodern. Wir vermögen nichts mehr zu unterscheiden, nur den gelben und roten Lichtstrom. Still ist's. Das Summen blieb hinter uns zurück.

Dahin saust der Autobus.

*

Wenn ich morgens zur Arbeit gehe, ist die Straße leer.

Nur Lastwagen rasseln dahin. Bei der 54. Straße wird bereits schwer geschuftet. Der Autobus hält. Eine Riesenwinde quietscht. Balken schießen in die Luft. Die Winden schleudern drei Männer hinauf. Kommandoworte gellen. Halbnackte Arbeiter klettern flink über die Balken. Lastautos laden Sand aus. Auf den Arm des einen Arbeiters stürzt ein Balken nieder. Tut nichts. Er tritt beiseite, die Arbeit geht weiter. Rasend, unaufhaltsam. Man braucht Häuser, braucht Licht, die Reichen brauchen Paläste.

Bowery.

Die Straße der Armen.

Hier steht die Luft still. Der Staub des Sommers blieb in dem vielen Dreck stecken, der seit Menschengedenken nicht fortgeschafft worden ist. Hier gibt es weder viel Wagen, noch viel Automobile, doch ist der Uebergang von der einen Seite auf die andere trotzdem schwierig, denn hier achtet niemand auf den Verkehr. Die Nebenstraßen hauchen widerliche Dünste aus.

Menschen lungern umher. Den Rock unter dem Arm. So stehen sie da. An der Ecke der Bleeker Street großer Lärm. „Army Goods“ ist hier zu lesen, und riesige Aufschriften verkünden, es sei die letzte Gelegenheit, und wer noch nicht eingekauft habe, möge sich beeilen, ehe er zu spät komme. Und das hervorragende Geschäft gibt sogar Geschenke: die ersten fünfzig Käufer erhalten für 2 Cents ein Paar Seidensocken. Wer wohl in dieser Gegend für Seidensocken Verwendung hat?? Die seltene Gelegenheit währt nun bereits fast ein Jahr. Hier ist überall „Ausverkauf“, — aber die Waren sind noch immer nicht alle geworden. Das ist übrigens die einzige Art der Geschäfte in der Bowery. Diese jedoch sind überreichlich vorhan-

den. Die Preise der Militärwaren sind überall die gleichen, nur die „signs“ („Bezeichnungen“) ändern sich.

Eine kleine Menschengruppe. Vor einer großen schwarzen Tafel. Plumpe Buchstaben versprechen vorzügliche Arbeitsgelegenheiten.

Laborers

Road work

Rail Road Bridge carpenters and helpers

Wanted Miners Dollar 3.50

Undergrounds timbermen

Dollar 4 All mines working every day including Sunday and the year round

Wanted open shop iron and steel molders

No trouble altho Strike . . . has existed for over 2 years.

Die Spezialität dieses Geschäftes ist das Liefern von Streikbrechern. Die armen Leute sind gutgläubig. Lassen sich leicht in die Falle locken.

„Der Streik ist vorüber!“ — und dies bedeutet, die Menschenkrämer hätten bereits so viele Streikbrecher geliefert, daß der Betrieb wieder arbeiten könne. Auf der Straße treibt der „Ueberreder“ sein Unwesen. Der Arbeiter bleibt für einen Augenblick stehen, und schon wird nach ihm die Schlinge ausgeworfen.

„Sie brauchen Arbeit?“ — und ohne die Antwort abzuwarten, plappert er auch schon her, was für eine prachtvolle Arbeitsgelegenheit sich biete. „Eine solche Gelegenheit darf man nicht versäumen, der Transport geht bereits heute um zehn Uhr abends

ab . . . Ich habe noch zwei freie Plätze“ — ruft er, als ob es sich um ein Kino, oder einen zur Abfahrt bereiten Omnibus handelte.

Der Fang gelingt fast immer.

Lunch-Room . . . Einer neben dem andern. Und auch hier, in der Bowery, gibt es Klassenunterschiede. Im White Lunch-Room halten sich jene auf, die schon unter die Räder gekommen sind, die Alten und die ganz Ausgepreßten. Hier bekommt man für fünf Cents Kaffee und ein Brötchen. Große, wacklige Buchstaben berichten, was es heute gibt: Special today. Vor dem Lunch-Room alte, ausgegergelte Arbeiter. Einen Schritt weiter befindet sich „Blue Bird“ („Der blaue Vogel“), und dieses Etablissement ist bereits um einen Grad vornehmer. Das Restaurant der Arbeit. Die hier verkehren, sind „beschäftigt“ und haben es immer sehr eilig.

Es ist zur Nachtzeit . . .

Aber der lebhafteste Verkehr stockt nicht. Die Lunch-Rooms leuchten in die Nacht. Und in der Schwärze dünkeln selbst die Fenster der „Hotels“ hell.

Die Hotels . . . Die Hotels der Bowery . . . In langer Reihe ziehen sie sich dahin . . . Es ist so gleichgültig, wie sie heißen . . . Ob White House, ob Hotel New York, oder sonstwie. Alle sind gleich. Große Buchstaben geben bekannt: „Zimmer von 35—50 Cents“. Vor den Toren stehen alte Männer. Den Rock unter dem Arm. Das ist all ihr Hab und Gut. Ihr ganzes Leben. Das ist alles, was sie nach

den Kämpfen eines langen Lebens ins schmutzschwarze Bett des Hotels „White House“ mitnehmen. Auf die Straße führt ein „Gesellschaftsraum“. Lange Tische. Hier und dort nickt einer. Nicht jedermann geht gerne in die schmierigen, Stuben genannten, Verschläge.

Die Hochbahn saust dahin.

An der Ecke döst ein in Lumpen gehüllter Mann. Sein Körper ist gekrümmt. Das Gesicht hat er in die rauhen Hände vergraben. Es gelang ihm scheinbar heute nicht, sich auch nur die 50 Cents zu verschaffen.

Jemand spricht mich an.

Ein völlig zusammengebrochener Mann. Im ersten Augenblick macht er den Eindruck eines Menschen, über den viele, viele Jahre dahingeflügt haben. Doch fällt auf ihn jetzt das Licht eines Lunch-Rooms. Der Mann kann gar nicht so alt sein, ist nur sehr krank und sehr müde.

Er streckt mir die Hand entgegen und sagt:

„Gib mir Geld für eine Tasse Kaffee.“

Seine mageren Arme schimmern aus dem zerrissenen Hemd. Er hat rauhe Hände, und unter der Mütze fällt zerzaustes Haar hervor. Ich frage ihn, wie alt er sei. Neununddreißig . . . lautet die Antwort.

Neununddreißig Jahre sind nicht viel im Leben eines Menschen, aber vor diesem da stehen ihrer nicht mehr viele.

„Bist du krank?“ — frage ich.

Lassen, Das andere Amerika 2

„Krank?!“ — Er staunt über meine Frage. — „Ich bin nicht krank . . .“ Und dann, als bereue er die aufrichtige Antwort: „Aber die Arbeit fällt mir schwer. Ich arbeitete immer, halte aber nicht viel aus. Und was verdient man? Ich bin hungrig.“ Er log nicht. Mochte sehr hungrig sein. Auf seinen hervorspringenden Backenknochen leuchteten rote Flecken. „Das Leben . . .“ — seufzte er und ging dann mit dem erhaltenen Geld rasch in den ersten Lunch-Room.

Holy Cross Mission.

Ueber die Bowery, die Straße der Armen, hat sich heute eine Art grauer Nebel gebreitet. Er hat mit seiner Feuchtigkeit die Gebäude überzogen. Von der Straße Besitz ergriffen. In schmatzende Morastpinsel die Fahrstraße, den Bürgersteig, die Menschen verwandelt.

Die armen Leute.

Denn die Menschen, die man heute auf den Straßen sieht, sind ausnahmslos arme Leute. Sie stehen an den Straßenecken. In ihrem Overall oder anderen zerlumpten, von der Zeit schon sehr mitgenommenen Gewändern.

Ihre Gesichter sind bartstoppelüberwuchert.

Weshalb stehen sie auf den Straßen? Worauf warten sie? Das läßt sich nur schwer sagen. Sie blicken umher. Betrachten den grauen leuchtenden Nebel, der von den fernen Lichtern einen rosigen Schimmer erhält. Die Bowery ist im Nebel nicht anders als sonst.

Die Lunch-Rooms locken mit ihren Aufschriften die armen Leute. Begehrtenwerte Speisen, dem Geschmack der Armen entsprechend. „Corned Beef and Cabbage“ und „Soucraut“, — braucht

man etwas besseres? Und es ich auch nicht teuer. Kostet alles in allem zwanzig Cents.

Die fünfundzwanzig-Cents-Hotels brüllen aus der Ferne. In Europa würden die müden Wanderer des Tages glauben, es seien dies vornehme Hotels. Strahlen doch so hell die elektrischen Ueberschriften!

Die Halbstockwerke erwecken den Eindruck, als neigten sie sich in den rosiggrauen Nebel hinaus.

An der einen Straßenecke ein geheimnisvolles „Gasthaus“; zwei Ausgänge führen auf die Straße. Es ist ratsam, auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein.

Die Eintönigkeit der Wirtshäuser, Lunch-Rooms und Hotels wird auch von anderen Lokalen unterbrochen. Auch hier wird um die Seelen der Armen ein stiller Kampf geführt. Die Y. M. C. A. (Vereinigung christlicher Jünglinge) hat auch in der Nähe der Bowery ihr Zelt aufgeschlagen. Und auch die Salvation Army (Heilsarmee) besitzt hier eine Stätte. Die christlichen Organisationen aller Schattierungen kämpfen hier um die Seelen.

Die Aufschrift der katholischen Wärmestube leuchtet weit in die Nebel hinein:

Holy Cross
Mission.

Und in der Mitte, als Erklärung und Symbol: das Kreuz. Von drinnen sickert psalmodierender Gesang auf die morastige Straße. Neben der Wärme-

stube ein Lunch-Room, etwas weiter entfernt ein Wirtshaus. Leute stehen umher. Haben sich an der himmlischen Gunst bereits gesättigt. Lassen ihre müden Leiber von dem niederrieselnden Nebel einspinnen. Lachen und plaudern.

Jetzt verstummt der psalmodierende Gesang. Die Tür wird heftig aufgestoßen. O, Grauen . . . In der Tür erscheinen zwei kräftige Männer. Besser gekleidet. Breitschultrig. Und zwischen den beiden zappelt ein dritter, dessen Füße nicht ganz so fest stehen. Sein Körper scheint gebrochen und schwankend. In seinen Augen sitzt ein blöder Ausdruck. Er brummt unverständliche Worte vor sich hin. Wimmernde, weinerliche Worte. Er ist in Lumpen gehüllt.

Jetzt ist er draußen auf der nebligen, morastigen Straße. Drinnen schwingt der Gott preisende Gesang empor.

Er betrachtet blöde die Tür. Der Branntweindampf hat seine Augen, seinen Blick mit einem Nebel überzogen. Er gleitet langsam hinunter. Auf das Straßenpflaster. Unter das leuchtende Kreuz. In den Schatten des psalmodierenden Gesanges. Liegt dort. Mit geschwächtem Rückgrat. Preßt das zerzauste Haar gegen den Türflügel. Kratzt mit kraftlosen Händen an der Tür. Möchte hinein. Drinnen ist es warm. Man sitzt so behaglich. Er mag den Nebel nicht. Ist müde, schläfrig. Hat viel getrunken. Der Branntwein ist schwer. Ist schlecht. Unter dem Alkoholverbot gibt es keinen guten Branntwein. Nämlich für die armen Leute.

Die bekommen nur üblen, nach Spiritus riechenden Alkohol.

Der psalmodierende Gesang setzt nicht aus. Durchschneidet laut den Nebel. Der branntweinduselige arme Mann unternimmt einen neuen Versuch. Er preßt sich an den Türpfosten. Kriecht hinauf. Krallt sich empor. Mit aller Kraft. Der Gesang verstummt. Die Tür fliegt auf. Der Mann stürzt. Zwei handfeste Männer gehen auf ihn zu. Sind gar nicht höflich. Man könnte sie sogar roh nennen.

Sie zerren den trunkenen Mann von der Erde. Brüllen ihm wütend ins Ohr:

„Geh zur Hölle!“

Schütteln ihn, zerren an ihm, stoßen ihn bis zur nächsten Straßenecke.

Der Betrunkene blickt sich fremd und mit vorwurfsvollen Augen um. Im Heim des heiligen Kreuzes jauchzt der Gesang.

Die Augen des armen Mannes schweifen in die Höhe empor. In den rosiggrauen Nebel. Sein Blick bleibt an einem Stern am Himmelsgewölbe haften. An einem von Menschenhand erschaffenen Stern: der Laterne eines Wolkenkratzers.

Er hört den psalmodierenden Gesang nicht mehr.

Der Schlaf hat auf sein Gesicht Ruhe gezaubert. Er schläft und lächelt.

Ein Landstreicher breitet seine zerschlossene Decke über ihn . . .

Easton im Frühling.

Mit schmetterndem Lachen hielt in Easton der Frühling seinen Einzug. Kam mit dem strahlenden Gefunkel, der Wärme und dem knospentreibenden Strom der Sonne. Ueber Berg und Tal breitet sich ausgespannt der blaue Himmel. Und die Berge sind so hoch, daß der Qualm der Fabriken nicht bis zu ihnen gelangt.

*

„Ich arbeitete in der Hufeisenfabrik. Wurde in den Schweißraum abkommandiert. Hier herrscht eine unerträgliche Hitze, und es wurde mir immer wieder schwindelig. Aber man muß eben schufteln. Bekommt jetzt so schwer Arbeit. Ich schweißte mit aller Kraft das Eisen. Vom Rücken floß mir der Schweiß, und auch von der Stirne. Zugluft strömte herein, und ich kann jetzt kaum die Schulter bewegen.“

So sprach mein Arbeitsgefährte. Er war blaß. Brachte nur schwer die Worte hervor. Keuchte.

„Freilich, es war da tüchtig eingeheizt. Vier Nächte konnte ich überhaupt nicht schlafen. Fühlte nichts anderes, als meinen schmerzenden Rücken.“

Das ist die Hufeisenfabrik.

*

Und die Webereien? Auch die sind nicht besser. Augenblicklich wird in ihnen nur an vier Tagen gearbeitet. Die Fabrikanten sind jetzt zu einer anderen Methode übergegangen, sie bauen nicht mehr eine ungeheure Fabrik, sondern in verschiedenen Städten kleinere Betriebe.

Die Eastoner Spinnerei hat auch in Northampton und den umliegenden Ortschaften Fabriken. Diese beschäftigen in der Regel nicht mehr als dreihundert Arbeiter. In jede der Fabriken wird ein „super“ (Leiter) gesteckt und dieser „erledigt“ alles. Mit den vielen kleinen Fabriken wird das Ziel verfolgt, die Löhne nach Belieben drücken zu können: ein Streik in Easton wird durch die Arbeiter von Southtemptow niedergebroschen, und umgekehrt.

Die einzelnen Arbeiter bedienen vier Webstühle.

„Es ist schon eine schwere Arbeit. Gibt immer wieder etwas auszubessern. Man muß unablässig von einem Webstuhl zum anderen rasen. Das Schiffchen springt heraus. Verletzt einen sehr leicht“

*

Trotzdem wollen von hier nur wenige in die alte Heimat zurück.

„Wir arbeiten jetzt nur an vier Tagen in der Woche. Doch habe ich trotzdem viel zu tun. Besitze ein kleines Feld, und es ist an der Zeit, es zu bestellen. Und ich habe auch eine Kuh und einige Hühner. Auch die Frau hängt an dem Feld. Es ist ja wahr, daß es jetzt nicht viel einbringt, doch hänge ich trotzdem an ihm.“

Er seufzt auf:

„Es wäre schon gut, wenn man sich eine kleine Farm kaufen könnte“ — sagt er. — „Das Leben dort ist trotz allem schöner, als in der Weberei.“

Er dachte sicher an die vier Webstühle, die unablässig bedient werden müssen.

*

Einer berichtet über die Warren Foundry (Stahlwerk). Dort arbeiten Russen, Litauer, Ungarn, Italiener: wie überall, wo eine schwere Arbeit zu verrichten ist. Amerikaner sind nur unter den Facharbeitern zu finden.

Er klagt:

„Die Italiener sind schwer zu organisieren. Einmal wurde unserer Schicht ein Italiener zugeteilt, und es erwartete ihn bei uns eine viel schwerere Arbeit, als in seinem früheren Arbeitskreis. Der „forman“ (Vorarbeiter) sagte: „Du bekommst einen Dollar mehr, als früher.“ — „Thank you“ (danke) antwortete der Italiener. Darüber lachte auch der „forman“. Aber es war wirklich nicht zum Lachen, denn auf diese Art kommen die Arbeitgeber erst recht auf den Gedanken, noch niedrigere Löhne zu zahlen.“

*

Ich steige mit meinem Freund den Berg hinan. Betrachte sein Gesicht, das verbrauchte Arbeitergesicht. Einer spricht ihn an:

„Du siehst ja aus, als ob in Dich die Seele nur noch schlafen ginge.“

„Tja, die Hufeisenfabrik“ — seufzt er und lacht auf. Ein bitteres und müdes Lachen:

„Mir hat das Hufeisen kein Glück gebracht.“

„Warum nimmst Du denn eine Arbeit an, der Du nicht gewachsen bist?“ — entgegnet der andere.

„Wenn man wählen könnte! Bedenke, ich war in Bethlehem ein halbes Jahr arbeitslos. Da freut man sich dann jeder Arbeit, die man bekommt.“

Er verscheucht von der Stirne die finstern Gedanken.

„Es wird schon besser werden. Ich konnte vier Nächte nicht schlafen, die Seite schmerzte mich. Aber heute schlief ich wieder.“

Es gibt auch im Leben des Arbeiters freudige Ereignisse.

. . . Er konnte nachts schlafen.

*

Mit wunderbarer Schönheit schickt die Frühlingssonne ihre Strahlen auf die gebenedeite Erde. Die Felder werden gepflügt. Mit Pferden.

„Haho! . . . Haho! . . .“ — hört man von hier und auch von dort.

Es ist Samstag. Die Automobile werden instand gesetzt. Es tut so wohl, am Sonntag einen Ausflug zu machen, Hinaus in Freie. In die Fremde. Den frischen, tobenden Frühling genießen.

Ich höre den Arbeiter aus der Weberei sprechen:

„Man hängt ja doch an seinem kleinen Feld . . . Und es ist so gut, eine Kuh zu haben . . .“

*

„Drei 'helper' (Hilfsarbeiter) sind heute an meiner Seite zusammengebrochen“ — erzählt der Arbeiter aus dem Stahlwerk.

Und während er dies erzählt, denkt er keinen Augenblick daran, daß einmal auch er hinter seinem Vorarbeiter zusammenbrechen, und was dann mit ihm geschehen werde? Er ist heute ein junger, kräftiger Mensch und hält die Arbeit aus, das Tempo . . . Die Maschine treibt an. Der Vorarbeiter treibt an . . . Ein Auto winkt, mit dem man Sonntags irgendwohin in den blühenden Frühling fahren kann . . .

*

Denn in Easton blüht jetzt der Frühling. Auf den Bergen ist die Luft kristallrein. In der Ferne versinken die Fabriksschlote. Die Knospen bersten . . . und die Bäume stehen in voller Blüte. In tausend Farben prangt der Frühlingsnachmittag.

Und die Luft ist — ob Ihr es glaubt oder nicht — von Vogelsang erfüllt . . .

Aus den Aufzeichnungen eines Messengerboys.

Ich wurde dem Grand Central zugeteilt. Unser Hauptquartier ist das „lower level“, Grundgeschoß. Wenn wir aus dem Loch schlüpfen, wölbt sich über uns das große Blau wie der ferne Himmel. Oben am Himmel schwimmen goldene Fische. Rosse jagen dahin. Und in der Höhe glänzen einige Sterne.

*

Ich muß mich beeilen. Der Telegraphenapparat klappert. Die elektrischen Lampen glimmen abgerissen auf und verlöschen. Papierstreifen rollen sich ab. „The next“-Zeichen werden geklopft. Boys rasen dahin. „Hurry up“. Unablässig klirrt der Apparat. 1278. Eine neue Zahl. Hier ist alles bloß eine Zahl. Stockwerk, Straße, Boy, Tag, Nacht, Telegramm, Paket . . . Zahlen, Zahlen . . . Boy-Zahlen rasen dahin.

*

Biltmore-Hotel. Der weißgestiefelte Portier erinnert ungeheuerlich an Wilhelm II. Ich stelle mir vor, dieser habe die Heerscharen ebenso geführt, wie der Portier die unaufhörlich wogende Flut der Autos kommandiert.

Männer mit weißen Hemdbrüsten. Im Abend schimmern Frauenschultern auf. Kaiser Wilhelm

gibt ein Zeichen. Eine einzige Gebärde seiner Hand setzt das Heer in Bewegung. Die Auto-kolonnen beginnen sich zu stauen — da zieht er mit der Hand einen Kreis durch die Luft.

Es gibt kein Stillstehen, alles geschieht binnen Augenblicken.

Ich muß lange klopfen. Eine Klingel finde ich nirgends. Und es steht auch gar nicht fest, daß dies die richtige Wohnung sei. Irgendwo im sechsten Stockwerk. An der Tür kein Name. Einerlei. Endlich eine verschlafene Stimme: „Who is that?“, jedoch mit würziger, madjarischer Aussprache. „Telegramm“. Die Tür wird geöffnet. „Hast Du lange gewartet?“, radebrecht er das Amerikanische. Dann holt er schön langsam, gemächlich seine Brille hervor. Er liest das Telegramm. Fischt aus der Hosentasche 10 Cents. Gibt sie mir und unterschreibt erst dann die Empfangsbescheinigung. Schön langsam, gemächlich, wie einer, der es nicht eilig hat: Peter Szabó.

*

Steel Co. Der Lift saust mit mir empor. Ich werde nicht aufgehalten. Es währt einen Augenblick. Das Fräulein notiert auch schon.

*

In der 43. Straße. Hier suche ich Antonia Bambino. Vom Letter-box (Briefkasten) sind nur noch traurige Ueberreste vorhanden. Ein — zwei Visitenkarten-Stückchen, doch sind die Namen ganz von Schmutz bedeckt. Für die Kinder bin ich eine

Sensation. Sie umstehen mich alle, wollen alle den Namen wissen; Antonia Bambino. Die Kinder beraten. Endlich kommt dem einen ein rettender Gedanke. „Hier ist das Geschäft.“ Im Geschäft. „Antonia Bambino“, sage ich. Eine Frau mit dichtem, schwerem, kohlschwarzem Haar und mit glühenden Augen. Sie häuft gerade Makkaroni auf die Wage. Ich zeige ihr das Telegramm. Sie schaut es an, reicht es dann einer anderen Frau und sagt auf Italienisch: „Du kannst lesen“. — „Antonia Bambino“, liest die Frau. „All right.“ Dies gilt bereits mir. Ich drücke der Frau die Empfangsbescheinigung in die Hand. Sie malt ein großes Kreuz aufs Papier. Gibt mir zehn Cents. Diese zehn Cents haben mich sehr gerührt.

*

Prohatakadakis Cafeteria. Eine große Menschenmenge. Auf den tanzenden Paaren hüpfte ein Scheinwerfer. Der Mann in der Mitte, mit dem Scheinwerfer in der Hand, schaut, während er mit dem Fuß den Takt schlägt, wie ein Sendbote des legendären Teufels aus, der die Menschen zur Strafe tanzen macht. Die Gitarrenmusik trommelt phantastische Melodien. Die Paare rasen.

„Telegramm“.

Zuerst hören es nur die in der Tür Stehenden, dann flitzt das Wort auch zwischen den tanzenden Paaren weiter. Auch der Mann mit dem Scheinwerfer vernimmt es. Für einen Augenblick wird es

ganz dunkel. Schäkerndes Lachen. Ich werde umringt. Endlich gelangt der Tanzteufel zu mir.

Griechische Worte hetzen durch die Luft. Das Telegramm mochte eine gute Nachricht enthalten haben; die Gesichter werden noch glänzender. Der Mann fliegt schier zu dem Tisch. Er liest etwas vor. Unbändiger Lärm, Pfeifen, Tumult. Die Musik setzt wieder ein.

*

Bei dem reichen Manne empfing mich der Diener. Doch übernahm er, von der Gewohnheit abweichend, das Telegramm nicht; denn es waren als „to charge“ 22 Cents nachzuzahlen. Er führte mich zur Wohnung hinauf und schellte. Wir schellten beide. Doch war der reiche Mann nicht daheim. Vielleicht schlief er auch. Es gibt Menschen, die um ein Uhr nachts zu schlafen pflegen. Wir schellten etwa eine Viertelstunde abwechselnd; denn ich bin sehr gewissenhaft. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als eine „notice“ auszustellen. Der Lift brachte mich wieder hinunter, und ich hatte mich bereits etwa zwanzig Schritte entfernt, als mir der Farbige nachgeeilt kam, berichtend, daß der Herr eben heimgekommen sei. Der Herr war tatsächlich heimgekehrt. Er war im Frack. Seine Frau trug ein ganz leichtes Kleid, fegte mit dem Rock den Boden. „Haben Sie lange gewartet?“ „Jawohl, mein Herr, es sind zweiundzwanzig Cents zu zahlen“, fügte ich hinzu. Doch hat der reiche Herr nur 25 Cents in Kleingeld.

„Haben Sie vielleicht drei Cents?“

„Nein.“

„Hm, vielleicht hast Du zwei Penny“, wendet er sich an die Frau. Doch hat diese bloß einen Penny. „Tut nichts“, atmet der reiche Mann auf. „Einen Cent werde ich in irgendeiner Tasche schon finden.“ Und es gelang ihm tatsächlich, die 22 Cents zusammenzusuchen.

*

Hotel. Aus der Ferne tönt leise Musik. Das gedämpft erhellte „candy store“ (Konditorzeit) schimmert herüber. Porzellan. Auf den Platten feine Bonbons. Unmengen von Kuchen lächeln. Frauen in weißen Handschuhen essen Kuchen.

O, wieviel Kuchen. Wieviel, wieviel Kuchen!

*

Barber shop (Barbierladen) im Grand Central. Hier rasieren 30 Menschen. Ich brachte für einen der 30 Menschen ein Telegramm . . . und er gab mir 25 Cents Trinkgeld.

*

Pension. Hier sind alle Menschen Frauen. Richtig gesagt, von Geburt weiblichen Geschlechts. Es ist interessant, daß das Schicksal so viele ausgetrocknete Frauenskelette zusammenzubringen vermag. Meine Huld gilt einzig dem Stubenmädchen, einem blühenden, rotwangigen, gesunden Geschöpf. Das Mädchen sitzt tiefernt in der Vorhalle, mit im Schoß gefalteten Händen. Auf meine Frage ant-

wortet es mit einem verschmitzten leichten Lächeln. Eine furchtbare Angst packt mich: wenn ich das Mädchen nicht aus diesem Kreis der vielen ausgetrockneten weiblichen Skelette rette, wird es ebenso werden.

Aber plötzlich fällt mir Don Quijote ein, das Schicksal des spanischen Helden. Ich überlege es mir zweimal, ob ich mich zu der kühnen Tat entschließen soll. Frauen kommen, immer nur Frauen. Ausgetrocknete, ausgetrockneter und ausgetrockneteste Frauen.

Aus dem Vorzimmer kann man in den Speiseraum sehen. Diese vertrockneten Damen haben einen ganz guten Appetit. Was nur aus den vielen Säften wird, die sie mit den Speisen in sich aufnehmen?

Ich reibe mir die Augen. Täusche ich mich nicht? Nein! Wahrhaftig nicht. Ein Mann. Ich weiß nicht, aus welcher Tiefe er emporgetaucht ist. Er trägt weiße Bluse und Mütze.

Es wird mir leichter ums Herz — das Stubenmädchen ist doch nicht ganz verloren.

Doch erröte ich vor Scham für das weibliche Geschlecht. So viele Frauen, so viele Frauenzimmer — und der Küchenchef ist ein Mann!

*

Ich hatte einen kleinen Streit. Wurde gefragt, ob ich von Antonia Bambino für die Zustellung des Telegramms eine Gebühr verlangt habe. Selbstverständlich hatte ich nichts verlangt.

Es stellte sich heraus, daß mich die Besitzerin des Hauses, es ist dies die Antonia Bambino, bei der Gesellschaft angezeigt habe, ich hätte von ihr eine Gebühr verlangt.

Ich gab die zehn Cents zurück.

*

L i n a g F u. Er hat in der Second Avenue eine Laundry. Der eine Chinese grinst freundlich. Er spricht etwas zur Tür hinein. Spuckt gleichsam die einzelnen Silben aus. Er sagt, ich möge weiter hingehen. Zwei bis drei dunkle Löcher. Dann steht im Halbdunkel neben dem Gasherd eine Chinese. Er ist vollauf beschäftigt. Kein Wunder, daß er nicht herauskam. Er röstet ein Stück Teig, sagt „noo goo gay“ und bietet mir auch gleich ein Stück an.

Zuerst will ich es nicht nehmen. Doch schaut er mich gar traurig an und schüttelt so seltsam den Kopf, daß ich nicht bestimmt weiß, ob ich ihn nicht in seinem Nationalstolz verletze. Daher esse ich von dem „noo goo gay“. Er blickt mich freundlich an. Seine breiten Kiefer springen auseinander. Er beobachtet jede meiner Bewegungen.

Das Telegramm hat er während der ganzen Zeit nicht geöffnet.

*

M ä n n e r c h o r. Wahnsinniger Lärm. „Lieb Vaterland magst ruhig sein.“ Kleine Mädchen in weißen Gewändern flattern durch den Saal. Polizisten mit mächtigen Armbinden hetzen rechts und

links dahin. Man hat das Gefühl, diese Leute tun all dies bloß, um je mehr zu schwitzen und den Schweiß dann mit einem Striegel zusammenzukratzen. Die erste Hälfte der Sache ist glänzend gelungen. Alle Arrangeure tragen schwarze Smokings und schwimmen schier im Schweiß. Ich werde in die Mitte des Saales geführt. Hier thront im Dickicht der deutschen kaiserlichen Farben und amerikanischen Armbinden eine weißgekleidete Frau, in der Hand einen ungeheuerlichen Blumenstrauß. Vom Kopf hängt ihr ein langer Schleier. An ihrem Busen blüht eine deutsche Kokarde.

Diese Frau wird das große Rätsel meines Lebens sein.

Warum saß sie dort?

Was bedeutete sie?

Warum trug sie ein Brautgewand?

Was drückte die Kokarde aus?

*

Ich eile mit dem Telegramm weiter.

*

39 E. 48. Ich besehe mir den Namen. Top floor. Warum nur alle Leute im Top floor (oberstes Stockwerk) wohnen?!

Ich klopfe.

„Wer ist's?“

„Telegramm!“

Die Stimme: „Telegramm? . . .“

„Jawohl!“

Von drinnen jemand verschlafen: „Was geschieht da?“

„Nichts — schlaf nur weiter!“

Ein erschrockenes Frauengesicht. Schier reißt die Person die Tür aus den Angeln. Zerzt mir das Telegramm aus der Hand. Ihre Finger hüpfen unbeherrscht.

Von drinnen läßt sich abermals eine Stimme vernemen: „Was geschieht da? . . .“

Die Frau antwortet nicht. Ihre Lippen beben. Sie zerknüllt, zerquetscht das Telegramm.

Im blinzelnden Licht der Gasflamme sehe ich, daß sie vor sich hinstarrt und ihren Blick in die Ferne, in die weite Ferne schickt.

„Was ist denn los? Sprich endlich!“, ertönt abermals die heisere, gedämpfte Stimme.

Die Frau antwortet nicht. Hört überhaupt nichts.

Ich halte ihr die Empfangsbestätigung hin und sage leise: „please!“ (bitte).

Sie hört auch dies nicht. Sieht auch das Blatt nicht.

Endlich ringt sich von innen, ganz aus der Tiefe, ein gewürgter, perlender Schrei empor.

Die andere Stimme ruft ungeduldig, wild: „Was ist los?“

Ich halte der Frau noch immer die Bescheinigung hin.

„Die Mutter? . . .“ tönt aus dem Zimmer die Frage.

Jetzt unterschreibt sie.

Ich strebe die Treppe hinunter.

Aus dem Hause gellt eine brüllende Stimme:
„Sie ist gestorben! . . .“

Dann schluchzend, mit wildem Aufheulen, mehrere Male hintereinander: „Gestorben! Gestorben! . . .“

*

Automobile tuten auf der Straße von New York. Ein schwacher Wind hebt an. Fegt dicke Staubschichten über mich.

Durch die Nacht schleppten sich arbeitsgekrümmte Menschen.

„Für gute Jungens gute Arbeit“.

Die Anwerbung der jungen Knaben, die wir Tag für Tag mit flinken Schritten, mit hastigen Bewegungen von Stock zu Stock, aus Geschäft in Geschäft rasen sehen, erfordert keine geringe Mühe.

Die ganze kapitalistische Reklame muß in Anspruch genommen werden, alle Methoden der Schlaueit müssen Spielraum erhalten, damit sich in den Dienst der Busineß-Leute ein entsprechendes Heer stelle.

Tag für Tag sieht man in der „Times“, im „American“ die lockende Annonce, und in Tausenden und Abertausenden Exemplaren werden vor den Schulen, den Abendkursen kleine Heftchen verteilt, die brüllend verkünden:

„Für gute Jungens — gute Arbeit!“

Lies, was die Y. M. C. A. über die Arbeit bei der Western Union sagt.

Die „Young Men's Christian Association“ (Vereinigung christlicher junger Männer) ist selbstverständlich nichts anderes, als ein Unternehmen der Kapitalisten, bei dem die Proleten durch „Zerstreuung“ zu gefügigen Werkzeugen des Kapitals erzogen werden. Und daher ist es auch nicht zu ver-

wundern, wenn die Y. M. C. A. über die W. U. alles Gute sagt:

„Die moralische Wirkung der Arbeit ist um nichts ärger, als bei jedem beliebigen Berufszweig, dem sich ein Knabe widmen könnte. Ja, er hat sogar Gelegenheit, aus dem Verkehr mit erfolgreich arbeitenden Geschäftsleuten Ermutigung, Aneiferung zu schöpfen, die mannigfachsten Unternehmungen des Geschäftslebens kennen zu lernen, und dies gibt dem Knaben eine Erziehung, wie er sie auf keinem anderen Gebiete erhalten könnte“

Wenn der junge, darbende, zerlumpte Knabe dies liest und der daheim im Elend lebenden Familie zeigt, geben die Eltern beruhigt ihre Einwilligung dazu, daß der Knabe die Arbeit annehme, ist doch die Beschäftigung bei der W. U. nicht „eine Sackgasse, aus der es keinen Ausweg gibt, sondern vielmehr eine Werft, wo der Knabe sein ihm aufs Meer des Lebens hinausragendes Schiff erbauen kann!“

Man braucht jedoch von dem modernen weißen Sklavenhändler nur ein wenig den Schleier zu lüften und hat auch schon sein Urteil über jenes Lebens-Meer, das sich auf dem Schiff der W. U. nur schwer überqueren läßt.

Herr Miller,

an den die Y. M. C. A. ihren Brief richteten, residiert in der Dey-Street. Die eine Abteilung des mächtigen Palais der W. U. befaßt sich ausschließlich damit, die einzelnen Abteilungen mit „Menschenmaterial“ zu beliefern.

Drei Uhr nachmittags: „Hauptsaison“. Um diese Zeit ist die Schule aus. Die „guten Jungens“ kommen schier in Scharen. Viel Ueberredung ist nicht erforderlich. Für Schuljungen beträgt der Grundlohn 12 Dollars, doch kann man auch nebenbei verdienen — sagt Herr Miller, — wenn man fleißig ist.

Der Knabe ist selbstverständlich fleißig und glaubt Herrn Miller, daß er auch 21 Dollars zu verdienen vermag. Die Zukunft liegt vor ihm. Er wird die Schule weiterbesuchen können. Er strahlt vor Glück — braucht bloß einen Fragebogen auszufüllen. Herr Miller nimmt ausnahmslos jeden auf, der sich meldet.

Das „speed“ (Hetzen) beginnt schon hier. „Rasch, rasch, die Bogen.“ Sie müssen im Nu ausgefüllt werden, die Knaben bekommen auch schon die Nummern.

Und der soeben geborene „Messenger Boy“ ist kein Schuljunge mehr, sondern eine Nummer. Nunmehr geht 1227 eine Uniform holen.

Die Uniform

bedeutet jedoch für den Knaben keine Ersparnis, denn er darf sie nur bei der Arbeit tragen. Kommt er in die Arbeit, so zieht er sie an, geht er aus der Arbeit heim, so muß er sie ausziehen und dort lassen.

Ist der Boy im Hafen des Messenger-Lebens gelandet, so bedarf er keiner vielen Vorstudien.

Er bekommt seine Telegramme, braucht die Straßen nicht übermäßig zu kennen, weiß doch

jedermann auch in den fremdesten Gegenden Bescheid.

Es dünkt erstaunlich, weshalb sich beim Telegrammaustragen alle Kinder beeilen. Dafür gibt es sogar zwei Gründe.

Der Signalapparat schellt, die Rohrpost klappert. Ein neuer Auftrag. Neue Telegramme müssen eilends abgeholt werden. Ein Paket muß zugestellt werden. Die Telegramme müssen ausgetragen werden, — „hurry up!“ — „speedily“, rasch, rasch. Hier gibt es keine Rast. Hier gibt es kein Zögern.

Dies ist der eine, der äußere Zwang. Das ständige Drängen, Dahinhetzen. Doch besteht auch ein anderer, ein innerer, Zwang, mit dessen Hilfe die W.U. erreicht, daß ihre Angestellten nicht sabotieren. Der Lohn von zwölf bis vierzehn Dollars ist ein „guaranteed“ (garantierter) Betrag, doch kann man auch mehr „machen“.

A4¾c, B1¼c, C1¾c, D15½c, E20c. — Je mehr derartige Wege der Boy zurückzulegen vermag, um so größer ist der Erlös. Natürlich sind die Zonen dermaßen eingeteilt, daß für den Knaben in Wirklichkeit bloß die Hoffnung bleibt, er jedoch in den seltensten Fällen mehr erhält, als den garantierten Betrag.

Der Anfang : sechs Stühle.

Die Boys wechseln ständig. Sie werden des ewigen Herumlaufens bald überdrüssig, und wenn sie entdeckt haben, daß Herrn Millers Versprechen

nur in den kleinen grünen Büchlein vorhanden sind, so nehmen sie von der Arbeit auch schon Abschied.

Es gibt aber auch Knaben, die längere Zeit aushalten. Mit einem kleinen Jungen dieser Art sprach ich auf der Station G. T.

Wir sprachen über dies und jenes, und im Verlauf des Gesprächs stellte sich heraus, daß die aus neun Köpfen bestehende Familie in der First Street wohne, in einer dreizimmrigen Wohnung, doch führt von den drei Stuben nur eine einzige auf die Straße. Ganz zufällig erzählte er mir, daß er kein Bett habe, sondern auf sechs Stühlen schlafe.

Er fand daran gar nichts Besonderes.

Das Ende: ein Bett.

Außer den jungen Kindern gibt es hier noch einen anderen Menschentypus, — insbesondere bei der Nacharbeit — der das Sklavenheer der W. U. bildet.

„Mein Gott, man altert hier in Amerika so rasch.“

Wahrlich, derweil jener Mann, der dies sagte, dort auf der Bank saß und mit gekrümmtem Rücken darauf wartete, daß endlich das erlösende „the next“ — der nächste — erklinge, mutete er wie ein verbrauchtes, schadhaftes Möbelstück an, wie man ihrer im New Yorker Elends-Labyrinth so viele zu sehen bekommt.

„Was läßt sich da tun?“ — seufzte er und beschrieb mit der Hand breite, weite Kreise.

„Man hat ein ganzes Leben lang gearbeitet. Daraus bestand das lange Leben. Man beginnt als

Ausläufer. Heiratet. Wird vom täglichen Schuffen verbraucht. Und was wird dann aus einem?“ — er zeigte auf die Uniform. — „Abermals ein Ausläufer. Wahrlich, das Leben war für mich nie etwas anderes, als ein Laufen. Ich bin schläfrig. Das Bett wird mir wohlthun.“

Und er fügte noch hinzu: „was bleibt einem denn anderes vom Leben, als das — Bett.“

East Side.

Ist man Messenger Boy, so erreicht das Verdienst bekanntlich keine besondere Höhe. Man verdient zehn bis zwölf Dollars, vorausgesetzt, daß man an allen Tagen der Woche arbeitet. Unter solchen Umständen stellen sich der Wohnungssuche gewisse Hindernisse in den Weg.

Man muß mit einiger Ausdauer daran gehen und dann findet man schließlich vielleicht ein entsprechendes Zimmer, wo man im Notfall wohnen kann, oder von dem man annimmt, daß man hier eine geeignete Schlafstätte gefunden habe.

Als ich mir die Beine bereits müde gelaufen hatte, glaubte ich, endlich „das gesuchte Zimmer“ gefunden zu haben. Es führte auf die Straße. War eine helle Stube, und auch die Frau verlangte nicht übermäßig viel. Zwölf Dollars für den Monat. Ich hätte mich gern mit ihr geeinigt, daß ich die Miete stets für eine Woche entrichte, doch war ihre Hauptbedingung das Bezahlen für den ganzen Monat. Da ich ein äußerst sparsamer Mensch bin, dachte ich, es würde mir schon gelingen, mich die erste Woche irgendwie durchzuschlagen. Vielleicht habe ich mit den Telegrammen Glück, vielleicht gibt es eine Hochzeit, oder etwas ähnliches, das

mehr Trinkgeld einbringt — man kann ja nie wissen. Man erfaßt das Glück beim Schopf in der Form eines billigen Zimmers, — wenn sich dazu die Gelegenheit bietet.

Die Uebersiedlung war mit keinerlei Umständen verbunden.

Nachdem ich eingezogen war, bemerkte ich, daß mein Zimmer keinen „eigenen Eingang“ habe.

Im Zimmer neben der Küche schlief ein etwa zehn Jahre alter Knabe. Er hatte kein Bett, sondern nur sechs aneinander gereihte Stühle. Auf den Stühlen lag eine Decke, auf der Decke ein Kissen. Als Decke selbst diente eine Art zer-rissenes Leintuch. Im nächsten Raum befand sich ein breites Bett. Auf diesem lag die Mutter, neben ihr ein bereits erwachsenes Mädchen, zwischen den beiden schlummerte ein winziges Geschöpf; zu Füßen des Bettes, längs der Lehne, schlief ein etwa dreijähriger Knabe. In einem Alkoven, durch den der Weg in mein Zimmer führte, lagen auf einem breiteren Bett ein Mann und ein kleiner Knabe von fünf Jahren.

Im Zimmer schwebte schwerer, unangenehmer Menschengeruch. Das in der mittleren Stube brennende Oellämpchen hüllte die ganze Wohnung in mystisches Halbdunkel.

Mein Zimmer hatte keine Tür, und die Fenster konnten nicht geöffnet werden. Ich ging zu Bett. Aber die Ausdünstung wogte vor meiner Nase und ließ mich nicht einschlafen. Und jählings überkam mich ein unangenehmes Gefühl. Etwas kroch mir

über das Gesicht. Ich empfand eine peinliche Feuchtigkeit, und gleich darauf einen durchdringenden Geruch, der mir sofort die Ursache verriet.

Ich zündete das Gaslicht an. Und begann meinen Feldzug. Die Wanzen — es waren Wanzen — wollten, zum Sturmangriff ausgeschwärmt, die Stellungen nehmen. Sie stürmten in dichten Reihen vor. Vor meinem Bett türmten sich bereits ganze Papierberge, und da glaubte ich, es sei mir gelungen, endlich die Stellungen des Feindes völlig zu säubern. Ich drehte das Gas ab, doch fühlte ich im nächsten Augenblick auch schon wieder heftige Bisse. Ich döste vor Müdigkeit für einige Augenblicke ein, vermochte aber nicht einzuschlafen. Mußte kämpfen. Bis zur völligen Erschöpfung. Ich konnte kaum erwarten, daß der Morgen anbreche; wollte an die Luft.

Ich hatte gehofft, die Frau werde die Miete zurückzahlen, damit ich mir beglückt ein neues Zimmer suchen könne. Aber ich irrte. Die Frau gab mir, nach einer heftigen Szene, die zwölf Dollars nicht zurück, versprach aber ein „großes Reinemachen“ vorzunehmen.

*

Als Messenger Boy arbeitete ich nachts. Ging zwischen zwei und drei Uhr zu Bett. Und stand frühmorgens wieder auf. Das erwies sich als beste Methode, mir das Schlafen zu ermöglichen. Freilich wich die große Müdigkeit niemals von mir.

Am Morgen setzte ich mich dann an meine Bücher. Lernte, schrieb, las.

Die Frau fragte mich, ob mich die Wanzen auch nach dem großen Reinemachen noch plagten. Ich — was hätte ich sagen sollen? — beruhigte sie, daß ich nun schlafen könne.

Daraufhin brach sie unvermittelt in Tränen aus. Ich mag weinende Frauen nicht sehen . . .

„Ich fürchtete schon, daß Sie fortgehen würden. Und brauchte das Geld so sehr. Weiß nicht, wann mein Mann mir welches schicken wird.“

„Ist es nicht Ihr Mann, der zusammen mit dem kleinen Buben schläft?“ — fragte ich mutlos.

„Mein Mann? Nein, das ist ein Verwandter, der mir in der Not beisteht . . . Mein Mann? Der hat mich sitzen lassen, zusammen mit den vielen Kindern.“

Sie sprach mit singender Stimme, mit dem typischen east-side-russisch-jüdischen Tonfall. Ihre Augen funkelten, jede Fiber ihres blassen, weißen Gesichtes zuckte wild.

„Die Rachel bringt zehn Dollars heim. Der Moritz macht nach der Schule den Schuhputzer, aber was ist das? Fünf Dollars in der Woche! Ein so großer Bengel. Wird in den nächsten Tagen zehn Jahre alt, und verdient fünf Dollars die Woche! Sagen Sie, junger Herr“ — und nun wurde ihre Stimme vertraulich — „könnte mein Sohn nicht bei der Western Union eine Stelle bekommen? Dort gibt es doch viele junge Burschen. Vielleicht neh-

men sie ihn auf. Und er würde dort mehr verdienen.“

Ich gab ihr die Adresse, wo sich der Knabe um Arbeit melden müsse.

Gewaltiger Lärm.

Die Mutter entdeckte, daß der fünfjährige Leslie Candy lutschte. Große Inquisition. Prügel, Verhör. Und es stellt sich heraus, daß der Candy von Moritz stamme. Verzweifelt mit den Ueberresten des Zuckers fuchtelnd, kam die Frau zu mir herein.

„Schauen Sie her! Solche Kinder muß ich haben! Nehmen mir den Bissen vom Mund fort. Geben für solche Sachen das liebe, teure Geld aus.“

Der aus der Schule heimkehrende Moritz ahnte nicht die Gefahr, die als Hosensriemen über seinem Kopfe dräute.

Zwei Minuten verzweifelt Gejammer.

Eine kreischende, wilde, furchtbare Stimme ließ nur eines vernehmen:

„Also dafür gibst Du das teure Geld aus?! Also dafür gibst Du das teure Geld aus?!“

*

Unten auf der Straße begegnete ich Moritz. Sein Gesicht war blutunterlaufen. Die Augen waren geschwollen. „Der Leslie bekommt von mir nie mehr Candy“ — sagte er. An der Seite trug er sein „bussiness“. Und rief: „Shoe shine . . . shoe shine . . .“ (Schuhe putzen). Auf die nicht glänzen-

den Schuhe warf er einen derart rügenden Blick, daß ich die Stiefel, würde ich in ihnen gesteckt haben, sicherlich von Moritz putzen hätte lassen.

Samstag morgens weckte mich das Freudejauchzen der Kinder. Der kleine Leslie rief: „Der Papa ist da, der Papa ist da!“

Die Kinder zogen die am wenigsten zerrissenen Gewänder an. Ueber ihre Gesichter breitete sich Festlichkeit. Sie werden spazieren geführt. Zur Feier des Tages ging Moritz nicht Schuhputzen. Nur Rachels Gesicht blieb düster. Sie ging in die Arbeit.

Nachdem die Kinder mit dem Vater fortgegangen waren, kam die Mutter herein. „Wieviel braucht ein Mann, um leben zu können?“ — fragte sie.

Ich verstand die Frage nicht ganz. Endlich stellte sich heraus, daß der Mann von seinem Wochenlohn dreizehn Dollars für sich behalten und für seine Familie zehn Dollars abgeben wolle. Die Frau jedoch wollte dreizehn Dollars, — „denn ein allein-stehender Mann kann auch mit zehn Dollars auskommen.“

Ich sagte, daß ein Mann mit zehn Dollars jedenfalls leichter auskommen könne, als eine Frau und fünf Kinder. Nach dieser Erklärung fiel mir die Frau vor Freude fast um den Hals.

Gegen Mittag kam der Mann mit den Kindern heim.



Gleich nachher setzte die Debatte ein. Verzweifelt, leidenschaftlich, grauenhaft. Das hastige, trommelnde Prasseln der Worte ließ mich nichts verstehen. Doch wußte ich, worum es sich handle: um die drei Dollars.

Ich vernahm eine neue Stimme. Rachel kam heim. Sie ergriff für die Mutter Partei. Die Frauen stampften mit den Füßen. Unvermittelt erscholl das Lachen eines Mannes.

Die Frau kam zu mir hereingestürzt, — ich möge auch ihrem Manne sagen, was ich ihr gesagt. Und rannte auch sofort wieder zurück.

Das Lachen des Mannes klang noch lauter.

Langsam ging ich auf die Küche zu.

Schreie. Kinderschluhzen. Durcheinander der Stimmen.

Das Lachen des Mannes war verstummt.

In der Küche stand die Frau, ein Messer in der Hand. Der Mann hielt sie beim Arm fest. Entwand ihr das Messer. Balgerei.

Gellende Schreie.

Dann fiel das Messer zur Erde, und der Mann nahm seinen Hut. Ging.

Die Frau schluchzend: „Er will uns nur zehn Dollars geben!“

*

Bei der Western Union war man der Ansicht, daß der Knabe zu jung und zu schwach sei. Die Frau forderte mich auf, ich möge mit ihnen essen.

Bei Tisch klatschten auf Moritz' Gesicht abermals Ohrfeigen nieder.

Es gab nämlich Nudeln und Kartoffeln mit gerösteten Zwiebeln. Der Knabe mochte keine Nudeln und fischte die Kartoffeln heraus.

„Nimm auch Nudeln.“

„Ich mag nicht.“

„Dann nimm auch keine Kartoffeln.“

Der Knabe jedoch ißt weiter.

„Ich sagte doch, du sollst Nudeln nehmen, darfst sonst auch keine Kartoffeln essen.“

Maulschellen, Lärm; der Knabe ißt nicht.

„Ich bin die unglücklichste Frau der Welt . . .“

Von den Nudeln bleibt eine Menge übrig. — „Das wird zum Abendbrot sein“ — und sie wirft sie in einen Topf.

„Wie soll man nur seinen Lebensunterhalt verdienen? Die Nachbarin sagte, sie werde mir eine Adresse geben, wo man Rosenkränze zu machen bekommt. Dann könnten wir alle arbeiten.“

Der kleine Leslie klatscht in die Hände:

„Auch ich? Auch ich?“

Und das dreijährige, auf der Erde sitzende Kind spricht ebenfalls, in die Hände klatschend, nach:

„Auch ich?! Auch ich?!“

Moritz überlegen:

„Ich bleibe lieber beim shoe-shine-business . . .“

Das „farbige“ Harlem.

Das Hauptquartier war diesmal Harlem. In der Mitte von Harlem, im Herzen des farbigen New York. Dies ist die Stadt der Negros. Hier gehört alles den Negros: der shoe shine job (Schuhputzerberuf), der Zeitungsstand, die Schule, der Verein, die Zeitung, die Bank, alles, alles.

Die Zahl der Bankiers ist die geringste, — die der armen Leute die größte. Und auch die Häuser sind ausnahmslos Häuser der Armen. In die Höhe ragend. Viele Stockwerke, viele Bewohner, viele Treppen, — und kein Lift. Man muß viele Stockwerke steigen. Und die vielen Menschen machen auch viel Schmutz. In Harlem starren die ewig durchschwirrten Häuser vor Schmutz, im Treppenhaus staut sich peinlicher Geruch. Der Dunst der vielen Küchen strömt heraus und macht die Luft würgend. Es ist so schwer, die Leute zu finden. Auf den „letter box“ (Briefkasten) sind die Namen nur mit Mühe zu entziffern. Der „messenger boy“ muß oft auch Detektiv sein, um die Namen zu enträtseln. Und der „janitor“ (Hausverwalter) ist nicht dazu da, im Haus jeden zu kennen.

Man muß an der Wohnung schellen. Und fragen: „Wohnt hier N. N.“ Die Leute antworten besonders gern „up stairs“, und dies bedeutet, daß man einige Treppen höher steigen müsse. Der Einfachheit halber schelle ich an vier Wohnungen zugleich. Auch nachts. Die Leute sind lebenswürdig und zürnen nicht ob der nächtlichen Ruhestörung.

Der Boy Nummer 32... (man kennt nur die Nummern) verkündet beglückt: „Ich besitze ein Pfeifchen, und wenn ich einen Pfiff ausstoße, steckt jeder den Kopf heraus“ — und er lacht selig darüber, daß ihm die Western Union eine derartige Macht verliehen habe.

Man bringt nicht gerne unbestellbare Telegramme ins Bureau zurück. Der Boss mag das nicht. Denn es bedeutet neue Arbeit. Die Absendung eines neuen Telegramms.

Es folgt ein langes Verhör, ob ich alles Mögliche getan habe, um den „Unbekannten“ zu finden.

*

Der Janitor ist in meinem Leben eine gewichtige Person. Und es bedarf ganz besonderer Kenntnisse, ihn ausfindig zu machen. O, die Janitors des Harlem! Sie wohnen unter der Erde. Im Kellerraum. Scheinen mit dem Overall verwachsen. Ihre Hände sind rauh, und auf den Gesichtern liegt Kohlenstaub. Von den Wänden ihrer Behausung glänzen Wassertropfen nieder. Unmittelbar neben der Wohnung befindet sich die Dampfheizung, und die Kohlen sind ringsum zu Barrikaden aufgeschichtet. Und

die Einrichtung! Dreibeinige Stühle. Wackelige Möbel. Und fast in jeder Wohnung das Neue Testament. Und an den Wänden fromme Sprüche.

*

Das Telegramm greift hier fast immer ins Leben der Menschen ein. Bedeutet fast immer eine Sensation. Die Leute fragen: „Hast Du für den und den ein Telegramm gebracht?“ — Und wenn die Antwort verneinend ist, beruhigt sich der Fragende.

Eine alte Frau nimmt von mir das Telegramm in Empfang. Ihre Hand zittert. Ihre Stimme zittert. Und auch ein zweites Mütterchen ist zugegen. Das graue Haar lastet ihnen gleichsam wie eine Krone auf dem Kopf.

„Sei nicht so aufgeregt“ — spricht das eine Mütterchen.

„O“ — sagt das andere. Und seine Hand zittert derart, daß es das Telegramm nicht zu öffnen vermag.

Das eine Mütterchen hilft dem anderen. Sie lesen zusammen. Das Telegramm gilt nicht ihnen, sondern einer anderen Frau, die ebenfalls mit ihnen wohnt.

Das Gesicht der alten Frau erheitert sich völlig, und sie erklärt: „O, ich fürchte mich sehr vor Telegrammen. Ich habe einen Sohn. Der lebt weit von hier, in Louisiana. Und es bedeutet etwas Schlimmes, wenn er ein Telegramm schickt.“ — Und dann fügt sie mit einem glücklichen Seufzer hinzu: „Aber er schickte keines, und alles ist in Ordnung.“

*

Die Frau zeichnet auf den Zettel ein Kreuz. „Setz' dich, mein Sohn, und lies mir vor, was im Telegramm steht.“

Ich lese. Oder will lesen. Aber die Worte lassen meine Zunge straucheln. Im Telegramm steht: „Annie ist gestorben, komme sofort.“

„Du kannst auch nicht lesen?“ — fragt sie mich, als ich verstumme, und da ich das Telegramm vorlese, ist ein leiser und schmerzlicher Schrei die Antwort: „Entsetzlich, entsetzlich . . .“ — und das klagende, schmerzliche, unterdrückte Schluchzen begleitet mich vom siebten Stockwerk bis zur ebenen Erde.

*

Auf dem Telegramm ist vermerkt „answer requested“, und dies bedeutet, daß man warten müsse, ob der Adressat antworten wolle.

Die Familie sitzt beisammen. Große Aufregung und nicht minder große Neugierde.

Das Familienoberhaupt jedoch, ein mächtiger, breitschultriger Neger, läßt sich von der Aufregung der Familie nicht anstecken.

Er öffnet langsam und würdevoll das Telegramm.

Das eine Mädchen, kohlschwarzes Haar und funkelnde Augen, spricht: „Ich mag Telegramme nicht, denn sie bedeuten nichts Gutes.“

Der Vater in gelassenem und erklärendem Ton:

„Ein Telegramm bedeutet nicht immer eine schlimme Botschaft, denn es gibt zweierlei Telegramme. Solche, die Gutes bedeuten, und andere,

die Schlechtes anzeigen. Auch dieses Telegramm kann zu jenen gehören, die Gutes verheißen.“

Die Neugierde hat bereits den Gipfel erreicht.

„Beil dich mit dem Telegramm, rasch, rasch“ — hetzt ein zweites Mädchen, und ein drittes greift hastig nach des Vaters Hand.

Endlich ist das Telegramm geöffnet.

„Nun, zu welcher Sorte gehört das Telegramm, zur ersten, oder zur zweiten?“ — fragt das Mädchen mit blitzenden Augen.

„Zur dritten . . .“

Alle lachen. „Warum zur dritten?“

„Joe verlangt Geld, um nach Hause zu kommen. Darüber, daß er nach Hause kommt, freue ich mich, darüber aber, daß er Geld verlangt . . .“

Er braucht den Satz nicht zu beenden.

*

Der Clerk (Beamte) im Bureau ersucht mich, ich möge ihm aus dem Lunch-Room Kaffee bringen. Er legt mir ans Herz, daß ich nicht vergesse, Zucker hineinzutun. Ich habe wahnsinniges Pech, — vergaß den Zucker.

*

Zur Nacharbeit werden die älteren kommandiert. Nummer 20 . . . hat nur eine Hand. Er ist Schwede, kann aber auch Ungarisch lesen, denn seine Frau stammt aus Ungarn. Von uns allen bekommt er die meisten Tips (Trinkgelder), obschon ein anderer Kollege die Telegramme viel geschickter und

rascher besorgt. Das ganze Trachten des Schweden ist darauf gerichtet, mehr Arbeit zu bekommen, und er murrte auch jedes Mal, wenn er kein Telegramm auszutragen hat.

*

Die Leute zahlen für Telegramme nicht gerne. P. S. — Steht auf dem Telegramm. — „Ich bitte um 29 Cent.“ — Das Telegramm wird geöffnet. Es kommt vom Women-Hospital. — „Das Telegramm gilt nicht mir.“ — „Aber es ist doch an Dich adressiert.“ — „Das kann sein, doch ist es dann ein Irrtum.“ — „Alles ist in Ordnung. Der Name, die Straße, die Hausnummer, warum sollte das Telegramm nicht dir gelten?“ — „Weil ich niemanden im Women-Hospital habe.“ — Nach langem Verhandeln entschließt er sich endlich, zu telephonieren. Das Telegramm gilt selbstverständlich ihm. Er gibt mir 30 Cent. Ich will ihm einen zurückgeben, — er: „behalte ihn . . .“

*

Mit dem Kaffee hatte ich abermals Pech, denn der Bursche im Lunch-Room betrog mich schändlich, indem er mir den Kaffee mit einer dicken Tasse in das Gefäß goß. Und das bedeutet, daß ich nur ein halbes Glas brachte . . . oh . . . oh . . . oh . . .

*

Eine Tragödie auf der Straße.

Ein Schrei, bei dem man im ersten Augenblick nicht weiß, ob er ein Ausruf der Freude, oder des

Entsetzens sei. Dann wird der Mann sichtbar. Er schleppt rasch und erregt ein Mädchen hinter sich her. Der Negro-Mann ein Negro-Mädchen.

Der Schrei wird durchdringend. Erweckt die Aufmerksamkeit der Leute.

Der Mann schleppt das Mädchen mit sich. Preßt ihm die Hand auf den Mund. „Schweig, schweig“ — ruft er erregt.

Aber der Schrei dringt durch seine Hand . . . Der gellende Schrei. Die Notwehr der Frau. Hinter den beiden ballt sich eine Menschenmenge.

Ein breitschultriger weißer Mann:

„Was willst Du von dem Mädchen?“

Und er befreit das Mädchen aus den umklammernden Händen.

„Auch sie will es, auch sie will es . . .“

Das Mädchen hat sich schon auf etwa zehn Schritte entfernt. Will fliehen.

Der Weiße hält noch immer den Mann zurück. Er ist ein starker, handfester Mann, und der Farbige versucht vergeblich, sich zu befreien.

Der Menschenkreis wird immer dichter.

Der Weiße bläst in seine Pfeife. Ein durchdringender Ton zerschneidet den Lärm der Straße.

Das Mädchen bleibt stehen.

Der Farbige winselt verzweifelt:

„Was willst du von mir? Auch sie wollte es.“

Das Pfeifen schrillt immer unheilvoller. „Therese“ — heult der Farbige.

Jetzt erfaßt das Mädchen die Situation und kommt langsam zurück.

Der Farbige windet sich in der eisernen Hand des weißen Mannes.

Das Mädchen ist bereits ganz in der Nähe.

„Therese“ — fleht er abermals. Und auch die Pfeife schrillt.

Das Mädchen spricht: „Auch ich wollte es.“

Des weißen Hand läßt locker.

„Auch ich wollte es“ — wiederholt das Mädchen.

Und die beiden schreiten dahin. Der weiße Mann pfeift nicht mehr. Er brummt etwas. Zuckt die Achsel.

Die Menge zerstreut sich.

Und die beiden schreiten dahin: der Mann und die Frau.

*

Ich schelle an einem Haus.

Eine Hand greift nach der Klinke. Die Hand eines beinlosen Menschen. Ich betrachte das Letter-box, suche den Namen, „Suchst Du P. K.“ — fragt der beinlose Mann. „Ja.“ Der Mann wird unvermittelt von starker Aufregung befallen. „Dritter Stock, vorne.“ Er verstummt für einen Augenblick, als könnte er sich nicht entschließen, mir zu sagen, was ihm auf der Zunge liege. Doch sagt er es mir dann dennoch. Mit gedämpfter Stimme.

„Wenn Du hinaufgehst und die Frau Dir die Tür öffnet, so schau Dich um, ob ein junger Mann bei ihr ist.“

Er bringt die Worte nur schwer hervor. Fügt dann rasch hinzu: „Wenn Du mir alles erzählst, was Du siehst, so bekommst Du von mir einen guten Tip“ — und er klimpert mit dem Kleingeld in der Tasche.

Dritter Stock.

Ich schelle. Drinnen Getuschel. Ein Mann spricht mit einer Frau. Ich schelle abermals. Drinnen verstummt plötzlich alles. Dann erscheint eine verkaufte Frau. „Nur die Western Union“ — ruft sie hinein und unterschreibt eilends die Empfangsbestätigung. Die Tür fällt ins Schloß.

Was soll ich dem beinlosen Menschenwrack unter dem Tor sagen?

Der Mann aufgeregte:

„Sahst Du jemanden?“

„Nein.“

„Dann ist er doch nicht zu ihr gegangen“ — brummt der Mann. Und heitere Ruhe bestrahlt sein krankes, häßliches Gesicht. Er gibt mir einen halben Dollar.

Dröhnend schlägt hinter mir das Tor zu.

*

„Bring Kaffee aus dem Lunch-room“ — spricht zu mir der Clerk — „gestern war er eiskalt.“ — Oh . . . oh . . . oh . . .

Es regnet in Strömen. Der Wind reißt einem den Gummimantel vom Leib. Die Leute öffnen nur ungern das Tor.

Tanzsaal. Jazz-band. Blau, rot, grün wogt es durch den Raum. Der Rauch türmt sich in blauen, roten und grünen Wolken zur Zimmerdecke empor. Phantastische Melodien wirbeln durcheinander, und auf der Insel zwischen den Tischen tanzen ein Mann und eine Frau. Stürmischer Beifall begleitet ihre Schritte.

Ich bekomme die unterschriebene Empfangsbestätigung zurück und muß weiterreisen. Hinaus in den Regen, in den Wind . . . Der Sturm tobt nun noch stärker.

*

Spätnachmittag.

Alles lebt, nichts steht still. Kleine Gruppen bilden sich. Die Leute plaudern. Die Händler bieten ihre Waren an.

Plötzlich und ganz unerwartet taucht im Menschendickicht eine große und dicke Negro-Frau auf.

Unter dem Arm ein mächtiges neues Testament.

Sie ruft unablässig und immer mit der gleichen Eintönigkeit etwas. Die Leute schauen ihr über den Kopf hinweg. Einige bleiben stehen und lächeln. Nun vernehme ich auch, was sie sagt:

„Be sure of yourself . . . be sure of yourself . . .“

Sei Deiner sicher.

Und die Menschenmenge auf der Straße, die der großen, dicken Negerfrau keine Beachtung schenkt, ist selbstsicher.

Oh, farbiges Harlem . . .

In der Vorhalle von „Mont Sion“.

Aus dem marmornen Kuppelsaal tritt man in einen einfachen Empfangsraum. Hier ist kein Prunk mehr notwendig. Hier hat alles nur noch der Bequemlichkeit der Kranken zu dienen.

Die „Vorhalle“ weist große Aehnlichkeit mit einem Schulzimmer auf. Ein Podium. Auf diesem eine Krankenpflegerin in weißem Mantel. Dieser muß man den Zettel übergeben, der die Empfehlung eines Arztes enthält. Als „Gegenleistung“ erhält man eine Nummer.

Es ist noch „zu früh“. Natürlich für den Arzt. Die Kranken mögen geduldig warten — denkt sicherlich der Arzt. Die Zahl der Wartenden wird immer größer. Unter ihnen befindet sich auch ein junger Italiener mit seinem Freund. Der Bursche hat einen eingefatschten Arm, blickt blaß und erwartungsvoll in die Richtung der Tür. Manchmal zischt er auf. Er war als erster da. Von Zeit zu Zeit begibt sich sein Freund zu der Krankenpflegerin und fragt in gebrochenem Englisch:

„Wann kommt endlich der Arzt?“

Die ermutigende Antwort übersetzt er sofort dem ungeduldigen Burschen.

Eine deutsche Frau sitzt still und in sich versunken da.

Ein alter Jude versucht, sie ins Gespräch zu ziehen.

Der Alte: Lang muß man warten.

Die Frau: Ja. Lange.

Der Alte: Oft gibt es keinen Platz.

Die Frau: Ja. Oft.

Der Alte: Ich komme schon seit drei Tagen her. Und immer heißt es: morgen.

Die Frau: Ja.

Der Alte: Schwer ist's für unsereins, und erst recht schwer, wenn man alt ist.

Jetzt antwortet die Frau überhaupt nicht mehr. Sie starrt die Tür an, voll Erwartung, wann sie sich endlich öffnen werde.

Nun wendet sich der Alte an einen jungen Mann. Der junge Mann ist blaß. Gibt sich Mühe, nicht zu husten. Sein Taschentuch ist voll Blut.

„Sie sind an den falschen Ort gekommen“ — erklärt fachkundig der Alte, nachdem er das blutige Taschentuch des jungen Mannes erblickt hat.

„Irgendwohin mußte ich doch gehen.“

„Hier wird man Ihnen nicht helfen. Woher sind Sie?“

„Aus Jugoslawien.“

Der Alte versteht ihn nicht.

„Jugoslawien. Jugoslawien . . . Ah, wie hat sich doch die Welt verändert . . .“

Jetzt kommt eine ganze Familie. Vater, Mutter, Tante und die Hauptperson: ein kleiner Knabe. Es sind Russen.

Den Knaben — er dürfte fünf Jahre zählen — trägt die Mutter am Arm, in ein großes Tuch gehüllt. Der Knabe ist fröhlich. Doch liegt über dem Warteraum Spitalsluft, und in dieser Atmosphäre ist das Warten aufregend. Der Knabe wird sich unvermittelt dessen bewußt, daß dies ein trauriger Ort sei. Er beginnt mit tränenumflorter Stimme zu klagen, bricht dann in Weinen aus. Wimmernd, herzerreißend, ängstlich und so bitterlich, daß alle im Warteraum auf die Familie aufmerksam werden.

Mutter und Tante sitzen mit dem Knaben in der ersten Bank, der Vater aber läßt sich in der zweiten nieder. Er tut es nicht ohne Absicht. Der Knabe muß getröstet, beschwichtigt werden, und von hier aus geht dies leichter.

„Weine nicht, Mischa, Du wirst es auch hier herrlich haben . . . nicht wahr, liebe Schwester?“ — wendet er sich lächelnd an die Krankenpflegerin, die jedoch nicht einmalinhört.

Der Vater fährt mit scheinbar sorgloser und ermutigender Stimme fort:

„Aber Mischa, Du bist doch ein mutiger Junge . . .“

Das Wort „Junge“ jedoch quillt bereits sehr bitter aus dem Mund des Vaters hervor, der jählings das Gesicht in die Hände vergräbt und sich tief über die Bank neigt. Der Knabe darf die Schwäche, die schweren Tränen des Vaters nicht sehen.

Aber Mischa will unbedingt zu seinem Vater. Das Wimmern und Schluchzen schlägt allmählich in furchtbares Jammern über.

Ein krankes Kind weint ganz anders, als ein gesundes. Sein Weinen klingt völlig verändert; stürmisch, schmerzlich, erschütternd, herzerreißend ist dieses aufrichtigste Weinen, das sich tief ins Gehirn einkrallt.

Der junge Mann mit dem blutigen Taschentuch setzt sich neben den Knaben, streichelt mit seinen dünnen Fingern dessen schwarzes Haar.

. . . Neue Leute kommen.

Eine Ungarin bringt ihren kleinen Sohn.

„Ein eiliger Fall!“ — sagt sie zur Krankenpflegerin.

„Hier ist jeder Fall eilig“ — antwortet die Pflegerin.

Jetzt wird auch der Italiener ungeduldig. Auch die Krankenpflegerin ist es bereits. Sie antwortet nicht mehr gelassen, sondern roh und überlegen. Schreit den Italiener an, er möge sie nicht immerfort stören.

Das Gesicht des kleinen Ungarkindes glüht.

„Er hat Blinddarmentzündung“ — spricht die Mutter, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Mutti, Du weinst ja“ — sagt der Knabe auf Ungarisch.

„Nein, mein Kind . . .“

Endlich! . . . Die Tür geht auf.

Der Arzt.

Er gleitete gleichsam an uns vorbei.

Im selben Augenblick ertönen Zahnen. Die Kranken betreten hinter einander das Ordinationszimmer . . .

Das kleine Russenkind klammert sich mit einem verzweifelten und letzten Schrei an seine Mutter, läßt sich von ihr nicht trennen. Es stößt um sich, brüllt. Fleht. Droht. Nein, nein, es geht von der Mutter nicht fort. Der Vater weint zusammen mit dem Kind. Preßt noch immer den Kopf an die Bank.

Schließlich verschwinden alle vier.

Das Ungarkind stellt fest:

„Das ist ein schlimmer Junge . . . Nur schlimme Jungen weinen . . .“

Daraufhin beginnt auch die Mutter zu schluchzen.

*

Die meisten finden sich tags darauf wieder ein. Es gibt viele Kranke und wenig Platz.

Anderthalb Stunden später wird das Ungarkind auch schon nach dem Operationssaal gerollt.

„Mutti, Du weinst?“

„Nein, liebes Kind“ — und ihre großen, heißen Tränen fallen auf das Knäblein.

„Mutti, geh ich denn ganz fort?“

Die Mutter schluchzt erstickend.

„Mutti!“ — ruft der Knabe erbittert — „weine nicht, sonst beginne auch ich gleich zu weinen . . .“

Und der Wagen verschwindet im Operationssaal.

Mein Freund Murphy.

Meinem Freunde, dem Schimpansen Murphy, begegnete ich im Tiergarten des Zentral-Parks. Unsere Begegnung und Freundschaft, so scheint mir, war einseitig, denn ich suchte ihn auf, er aber nahm es nicht einmal zur Kenntnis, daß er unter den vielen, vielen Menschen, die ihn täglich besuchen, ein Freundesherz gefunden habe.

Meine Freundschaft mit ihm begann so, daß mein Weg gerade damals zu ihm führte, als auch ein fetthändiges Doppelkinn Lust bekam, sich im Zentral-Park Tiere anzusehen. Der Doppelkinnbesitzer hatte einen dicken Pelz. Schnaubte laut. Und am Finger trug er einen blendenden Ring. Letzteres beliebt Euch besonders zu merken, denn es wird im Verlauf meiner Geschichte zu großer Bedeutung gelangen.

In die Käfige stahl sich ein Sonnenstrahl. Menschen gingen auf und ab. Betrachteten die Tiere. Blieben hin und wieder neugierig stehen. Die meisten interessierten sich selbstverständlich für meinen Freund Murphy. Ueber die große Menschenmenge sah gelangweilt und ohne Interesse der Wärter hinweg.

Der Affe saß in der Höhe. Hockte auf einer schwebenden Stange, und sein Gesicht war so trau-

rig, als spiegelte sich in seinen Augen des ganzen Weltalls Schmerz. Einmal näherte sich der Wärter dem Glaskäfig. Da wurden Murphys Bewegungen flinker. Als ob ein Gefühl des Frohsinns sein ganzes Sein durchzuckt hätte. Er tat, als wollte er dem Wärter die Hand drücken. Ich glaube, zwischen den beiden mochte sich im Laufe der Zeit eine echte und tiefe Freundschaft entsponnen haben. Vielleicht fühlte der Affe, daß zwischen ihnen beiden auf dieser weiten Welt kein Unterschied sei. Er, der Affe, war hinter dem Glas eingeschlossen. Der Wärter war außerhalb des Glases eingekerkert. Aber ihrer beiden Leben war völlig aneinander gefesselt.

Affe und Wärter: beide sind die gleichen Gefangenen.

Ich kann sehr wohl verstehen, daß der Schimpanse den Wärter mit so viel inniger Freundschaft empfing. Ich fand nichts Erstaunliches daran, daß er ihm die Hand entgegenstreckte, nämlich der Affe dem Menschen. Der Wärter jedoch war nicht in der Lage, der Freundschaft viel Zeit zu widmen. Er verfügte sich zu einem anderen Käfig, und der Affe schien sich trotz der gaffenden großen Menge ganz einsam zu fühlen. Er zog sich abermals auf die Stange zurück. Ließ den Kopf hängen. Und erweckte den Eindruck, als lastete auf ihm mit unermesslicher Bürde große Sorge.

Möglich, daß all dies Uebertreibung und ein Spiel meiner Phantasie war, doch bleibt immerhin die Tatsache bestehen, daß die große Regungslosigkeit auch die Menschen reizte. Und nun beginnt meine

Geschichte, in der der Mann mit dem schwabbelnden Doppelkinn und dem funkelnden Ring eine Rolle spielt. Der bepelzte Herr schien darüber beleidigt zu sein, daß sich der Schimpanse um seinen Pelz nicht kümmerte, sondern mit seiner Liebe ausschließlich den Wärter beschenkte. Er wollte dem Affen zeigen, daß auch er da sei und lebe und sich bewege und als reicher Mann auf eine gewisse Huldigung Anspruch erhebe.

So klopfte er denn mit seinem beringten Finger ans Glas. Der Affe achtete anfangs überhaupt nicht darauf. Blickte starr vor sich hin. Seine Augen schweiften in die Ferne. Vielleicht im Urwald. Der reiche Mann jedoch ließ es nicht dabei bewenden. Nun wurde er ungeduldig. Klopfte abermals. Der Affe hob für einen Augenblick den Kopf, ließ ihn dann wieder sinken, um die Unendlichkeit zu ergründen. Der reiche Mann wurde wütend. Er schlug mit dem beringten Finger gegen das Glas. Trommelte. Zeigte den Diamanten, in dem die Strahlen der Wintersonne funkelten. Er ließ den Diamanten blinken, erglänzen. Der Affe betrachtete starr die Sehenswürdigkeit, lauschte auf die Töne. Ein Satz. Er schlug mit dem Kopf gegen die Glaswand, lag dann starr hingestreckt.

Der reiche Mann freute sich. Setzte sein den Affen beängstigendes Spiel fort. Einige lachten. Der Wärter kam herbeigetrollt. Der Affe zuckte noch immer auf dem Boden. Der Wärter sprach in ganz feinem, höchst höflichem Ton zu dem reichen Manne: „Belieben Sie den Affen nicht zu schrecken.“

„Halten Sie das Maul!“ — lautet des reichen Mannes Antwort. Eine Debatte. Endlich entfernt sich der Pelz mit schwabbelndem Doppelkinn. Inzwischen hat sich der Affe erholt, und nun geht der Wärter zu ihm in den Käfig.

. . . Und der Affe breitet seine zwei langen ungelinken Arme aus, stürzt sich in der unbändigen Offenbarung der Freude auf den Wärter. Sein ganzes Gesicht zuckt vor Rührung.

So stehen die beiden dort, umarmt unter den Stangen, Ringen und Stricken: Gefangene im Glaskäfig . . .

Austern.

Auf dem Brodway flammen Millionen und Abermillionen Lichter auf. Die Straße schwimmt in wunderbarem Glanz. Männer und Frauen wogen auf und ab. Das geschminkte Gesicht einer Frau wird um eine Nuance röter. Ein Mann nähert sich ihr. Sie hängen sich ineinander ein. Die Straße ist voll Glanz. Die Reklameschilder peitschen die Straße in immer neuen Wirbel. In der heißen Nacht erblüht Verlangen.

Ein vornehmes Restaurant. Die Juwelen der Frau durchbrechen das gedämpfte Licht, sprühen in der Nacht. Die manikürten Finger sind das Ergebnis langer Arbeit. Das Haarfärben hat einen ganzen Vormittag gekostet. Die teuren Händchen haben sorgfältig die glänzende Zahnreihe gerieben. Auch das Schminken der Lippen war keine geringe Arbeit. Die Augenbrauen erfordern eine besondere Kunst, und die Duftwolke, von der die Frau umhüllt wird, ist das Ergebnis vieler Mühe.

Die beiden neigen sich zueinander. Sie lieben einander nicht. Aber jetzt ist die Frau schön und duftend. Dieses wohlriechende Wunder peitscht die Sinne des Mannes auf.

Der Mann betrachtet sie wie ein leuchtendes Spielzeug.

„Morgen werden wir auch einkaufen.“

„Ja, Liebste“.

In ihrer Phantasie erscheinen märchenhafte Geschäfte. Tausend Gelegenheiten bieten sich, Geld auszugeben. „Ich brauche einen Ring“, sagt die Frau. „Du sollst ihn bekommen“, spricht der Mann. Die nackten Schultern der Frau erscheinen noch runder. Und sie drückt innig die Hand des Mannes.

Der Kellner kommt.

„Austern“, befiehlt der Mann.

In den Augenwinkeln der Frau erscheint süßliches Lächeln. „Austern, ach, ich liebe Austern“.

Der Mann flüstert: „Ja, Austern sind sehr gut. Angenehm. Pikant. Fein. Kitzeln den Gaumen“. Die Frau lacht. „Ja, wirklich“. Ihre Hände verkrampfen sich ineinander.

Austersouper. Es dauert lange. Ist fein und erfreulich. Dazu die Musik. Lärmende Jazzband. Die Paare springen umher. Das Austernsouper hat seinen Zweck erfüllt.

Ist das nicht das vollkommene Glück?

*

Aber . . .

Gestern lasen wir einen Bericht. „Auf den Austernbänken stehen von den 544 dort beschäftigten Kindern 322 im Alter von 6—14 Jahren. Zwei Kinder sind unter sechs. Die Kinder verrichten eine schwere und unsaubere Arbeit, die auch gefährlich ist, denn die Muscheln und Austern sind oft voll

scharfer Splitter, verursachen schwere Verletzungen und Vergiftungen . . . Es wurde unzweifelhaft festgestellt, daß an den Austernbänken der größte Teil der Arbeit von Kindern verrichtet wird . . . 64 Prozent der Kinder arbeiten regelmäßig. Die anderen vor und nach dem Schulunterricht, sowie Samstags. Bei den Untersuchungen stellte sich heraus, daß 25 Prozent der beschäftigten 10—15-jährigen Kinder Analphabeten waren. Mehr als ein Viertel der Kinder verdiente unter 2 Dollars in der Woche . . . In 48 Fällen haben die Mütter ihre noch nicht 9 Monate alten Säuglinge zu der Arbeit mitgenommen. Die Frauen- und Kinder-Arbeiter der Austernbänke leben in größtem Elend unter den ungesündesten Lebensbedingungen, in schmutzigen, feuchten Wohnungen. Die meisten Häuser sind voll Mücken und Fliegen. Die Wohnhäuser gehören, mit geringen Ausnahmen, den Besitzern der Austernbänke“

In solcher Finsternis leben die Frauen und Kinder. Das Großkapital hat Scharen kleiner Kinder zur Arbeit gezwungen. In Elend, Leid, Schmutz und Feuchtigkeit, ständig im Schatten des Todes, lösen sie aus den Muscheln die gaumenkitzelnden Austern.

*

Die Bourgeois tanzen. Die Kinderarbeit an der Austernbank, das ist der Preis der parfümschweren, intimen Salons, der glänzenden Kleider, der pikanten Austern. An jedem delikatem Bissen klebt Blut und Schweiß des Proletariats. An den Austern-

bänken von Mississippi, Louisiana und Florida brechen kleine Kinderkörper arbeiterschöpft zusammen. Von Zeit zu Zeit werden kleine Leichen begraben. Leichen winziger Arbeiterkinder, die an der Arbeitsfront gefallen sind. Mit früh gealterten Gesichtern lösen sie aus den Muscheln die Austern, diese winzigen Menschlein, die vom Broadway, von der Fifth Avenue, von den Tanzlokalen, von den Austernsalons, von all der Pracht, die mit einem Austernsouper zusammenhängt, nicht einmal zu träumen wagen, ja, nicht das geringste davon ahnen, denn — sie können ja nicht einmal lesen.

Die Unternehmer halten ihre Sklaven in Unwissenheit: nur so vermögen sie mit diesen zu tun, was ihnen behagt.

*

Die radikalen bürgerlichen Herren des Federal Children Bureaux waren sehr entsetzt, als sie dieses Ergebnis der Untersuchungen bei den Austern- und Fischereiunternehmungen erfuhren. Sofort posaunten sie in die Welt hinaus, daß sie „strenge Gesetze zur Abschaffung der Kinderarbeit“ erlassen würden.

Doch hat diese Angelegenheit auch eine Kehrseite: es gibt wohl Gesetze zur Verhinderung der Kinderarbeit, aber sie werden nicht durchgeführt. Die Eltern brauchen Geld. Auch die schwangere Frau muß in die Arbeit gehen, denn das Leben ist ein noch mächtigerer Herr, als die Gesetze der Kapitalisten. Man muß leben, und der Lohn des Herrn Unternehmers genügt nicht zum Leben. Deshalb müssen die Kinderscharen arbeiten.

Die Kinderarbeit muß abgeschafft werden. Wir müssen für die Durchführung des Gesetzes kämpfen, aber gleichzeitig auch um einen Lohn, der den Sklaven ein menschlicheres Leben sichert.

*

Noch tanzt die Bourgeoisie. Wenn wir aber an die Austernbänke zu den in Arbeit verwelkten Kindern die rote Flamme der Empörung tragen — dann werden die nach Austernsouters ausgelassen tanzenden Pärchen erbleichen!

Wie kauft der Reiche ein?

Die Auktion fand in den „The American Art Galleries“ statt. Die Auktion entspricht der Versteigerung. Auch im kleinen Europa finden Auktionen statt, bei denen Bilder, Statuen, alte Bücher, Porzellan versteigert werden. So gibt es in Wien das Dorotheum, wohin die Armen ihre letzten Schätze bringen, um sie an den Meistbietenden zu veräußern.

In New York wurde auch die Auktion zu einem Gewerbebezweig, einem Unternehmen, das sich nur derjenige gestatten kann, der viel Geld hat. Die „American Art Galleries“ besitzen einen eigenen Auktions-Saal. Der Auktion geht stets eine Ausstellung voraus, bei der die zur Versteigerung gelangenden Gegenstände ausgestellt werden. Die erste Kampfhandlung der Schlacht spielt sich meistens hier ab. Hier besehen sich die Reichen das, was sie kaufen wollen.

Heute Abend wurden Bücher und Manuskripte versteigert. Der Saal, in dem die Auktion abgehalten wird, ist von einem weichen mächtigen Teppich bedeckt, der den Lärm der Schritte auffängt. Oben eine Galerie. Negerdiener nehmen den Besuchern die Ueberröcke ab. Bequeme Lehnstühle. Ein bühnenartiges Podium. Aus purpurrotem Hintergrund

streckt sich ein kleines Tischlein für die Gegenstände vor.

Wenn es sich bei der Auktion um einen bekannten Namen handelt, so gibt es selbstverständlich auch unter dem Publikum mehr Träger bekannter Namen. Vornehm gekleidete Damen und Herren erscheinen. Blendendes Gefunkel der Abendtoiletten glänzt; Seide, Brokat, schwere Stickereien schimmern, kostbare Diademe sprühen, weiße Frauenschultern buhlen um Anerkennung. Derlei prachtvolles Publikum versammelte sich insbesondere zur Bilder-Auktion.

Amerika ist erst beim Impressionismus angelangt; von den Expressionisten wird nicht einmal Picasso anerkannt. Gar nicht davon zu reden, daß die verschiedenen europäischen futuristischen, dadaistischen, konstruktivistischen Bewegungen für die rotdrapierten Säle der Auktionen noch überhaupt keinen Zutritt erhielten.

Die Auktion nimmt pünktlich ihren Anfang. Die Versteigerung geht mit Blitzesschnelle vor sich. In den verschiedenen Teilen des Saales sind Neger untergebracht, die die Bewegungen der Reichen beobachten. Auf einer niedrigen, kanzelartigen Estrade sitzt der Ausrufer, und an einem zweiten Tisch eine Art Kontrolleur, der auf die Reihenfolge der ausgerufenen Gegenstände achtet.

Der Ausrufer spricht hastig. Der Kontrolleur nennt den Grundpreis. Nach ihm, plappernd, jede Zahl klar verständlich, wiederholt der Ausrufer mehreremal den Preis. Ein Neger nennt rasch einen neuen Preis, dann ein anderer Neger einen noch neue-

ren, und schließlich läßt sich auch der dritte vernemen. Der Ausrufer wiederholt nur mit schwindel-
erregender Monotonie die genannten Zahlen. In
den ersten Minuten sind die Mitsteigernden gar nicht
zu sehen. Es scheint, als erledigten die Neger die
Auktion untereinander.

Nur wenn man das Publikum besser beobachtet,
bemerkt man, daß hier und dort jemand seinen Blei-
stift ein wenig hebt, oder daß sein Blick dem des
Negers begegnet, daß er blinzelt oder mit dem Kopf
nickt. Von diesem Augenblick an ging ich mit mei-
nem Bleistift höchst vorsichtig um und mied wohl-
bedacht den Blick des Negers.

Bisweilen ruft die Debatte der Neger regelrechte
Erregung hervor.

Dem einen Reichen gefällt die zur Auktion ge-
langende Irish Bible (Irische Bibel). Aber auch ein
zweiter Reicher hat das Gefühl, die Bibel sei kein zu
verachtendes Gut, insbesondere, wenn man sich
gegen sie vergehen kann. Und so überbietet er denn
das Angebot bescheiden mit fünf Dollars. Anfangs
kriecht der Preis nur langsam hinauf, auch ein dritter
beteiligt sich, und nun wird es nur noch zur Ehren-
sache, ob sie mehr geben, oder nicht. Das Große
Geld streitet mit einander — und dem Sprichwort
zufolge freut sich da der dritte, — in diesem Falle:
der Auktionär.

Auf das purpurrote Tischlein kommen die Fabeln
des Aesop. Ein alter, einfach gekleideter, unter-
setzter Mann trippelt zur Bühne:

„Könnte ich das Buch sehen?“ — fragt er.

„Sie hatten in der Ausstellung genug Zeit,“ — sagt der Ausrufer. — Doch er zeigt ihm trotzdem das Buch.

Der Ausrufer plappert weiter.

Die Debatte der Neger ist schon erschöpft, und in letzter Monotonie wiederholt nur noch der Ausrufer die Zahl. Eine Gebärde. Eine neue Zahl. Der alte Herr geht auf seinen Platz zurück. Seine Hand zuckt in der Nähe des Ohres. Bei jeder Zahl eine neue Bewegung. Auf dem Weg von der Estrade bis zu seinem Platz zuckte er achtmal mit der Hand, die er nicht vom Ohr nahm. Dies mutete an, wie wenn die Kinder hinter dem Rücken des Lehrers Eselsohren machen. Jedenfalls bedeuteten diese Eselsohren für den Auktionär ein Plus von achtzig Dollars.

Der Ausrufer bemerkte auch: „Dafür hat es sich gelohnt, ihn das Buch besehen zu lassen.“

Von derlei Zufällen hängt natürlich ungeheuer viel ab. Die Empfehlung eines bekannten Kunstsammlers beeinflußt selbstverständlich sehr den Preis der zum Verkauf gelangenden Antiquitäten und Kunstgegenstände.

Und viel hängt auch davon ab, was für Wetter draußen ist. Dies klingt sonderbar, trifft aber zu. Kunstschätze kaufen, bedeutet für einen Reichen das gleiche, wie für einen Armen in ein Fünfzehn-Cent-Kino zu gehen. Diese Leute kaufen zur Zerstreuung Kunstgegenstände.

Die Bourgeoisie erwirbt aus Schmockerei Erstausgaben. Man kann Brownings Gedichte aus einem

im Jahre 1922 verlegten Buch ebenso gut lesen, wie aus der im Jahre 1890 erschienenen Ausgabe. Dennoch erzielte diese einen Preis von 216 Dollars. Schließlich muß ja mit dem Geld etwas getan werden.

Am ersten Tag der Auktionen wurden 213 Bücher und Manuskripte veräußert. Für die Bücher wurde ein Betrag von 20 000 Dollars erzielt. Der Saalbesitzer bekam für den Abend 2500 Dollars, und selbst wenn abgezogen wird, was der Journalist erhielt, der die Preßkampagne leitete, was an die Zeitungen bezahlt wurde, die über die Auktion lobende Artikel und Bilder veröffentlichten, und dazu die Kosten des Katalogs, so bleibt in der Tasche des „Kunstsammlers“ noch immer ein höchst ansehnlicher Nutzen. Es muß wohl gar nicht besonders betont werden, daß in den meisten Fällen auch der Name des berühmten Kunstsammlers Talmi ist, von dem Händler ebenso gekauft, wie die zur Auktion gelangenden Gegenstände, der Ausstellungsraum, die Neger, die Zeitungen, der Journalist.

Doch tut all dies nichts. Der Reiche läßt sich ganz gerne ein wenig hinters Licht führen, denn letzten Endes schneidet er ja immer gut ab.

Chicago.

I

Oben und Unten.

Es gibt keine Stadt ohne den Unterschied zwischen „Oben“ und „Unten“. Es gibt keine Stadt, wo es einem nicht ins Auge sticht: dies hier ist „das Viertel des Reichtums“, dies aber „die Stätte des Elends“. In jeder Stadt gibt es ein „Oben“ und „Unten“. Prunk und Elend.

Aber dennoch ist Chicago die Stadt des Oben und Unten. Denn hier brüllen schier die Unterschiede zwischen den einzelnen Stadtteilen.

Seiner Ausdehnung nach überflügelt Chicago weitaus New-York. Es zerfällt sozusagen. Niedrige Häuser. Viele aus Holz. Straße dicht neben Straße, und bis in die Unendlichkeit sich erstreckend. Doch ist die Wohnungsfrage trotz der vielen kleinen Häuser auch hier nicht gelöst. Die Armut haust auch hier eng zusammengepfercht.

Im Judenviertel und in den von Italienern bewohnten Straßen wimmelt es von Kindern. Ueberall liegt dick der Schmutz. Es denkt aber auch niemand ernstlich daran, den vielen Dreck fortzuschaffen. Unsäglicher Gestank. Die Häuser verbreiten menschliche Ausdünstung.

*

Der Michigan-See ist von hohen Häusern umkränzt. Hier wohnen die Reichen. Und hier herrscht vornehme Ruhe. Die schönen Palais haben große Fenster. In den am See mündenden Straßen Marmorpaläste. In den Palästen Marmorkamine. In den Toreinfahrten Neger-Portiers. Vor den Toren Automobile. Pelzgekleidete Damen . . .

*

Ueber die Avenue, die vom See ins Herz der Stadt führt, gleitet eine unübersehbare Reihe von Automobilen. Die Avenue ist von Restaurants umsäumt. Gedämpfte Farben. In bunte Fräcke gesteckte Kellner. Auf den Tischen schweres Silber. Die Abendtoiletten der Damen zeigen die nackten Brüste. Schlanke Finger halten geziert die Tassen.

Im silbrigen Gefunkel badet der Wolkenkratzer. Bank Building. Wohin du auch gehen magst, der Wolkenkratzer ragt in den Himmel, prahlerisch und in die Ferne erstrahlend. Blendend. Weiß vor Licht. Von Scheinwerfern überflutet. Das Licht brüllt. Man ist außerstande, ihm zu entgehen. Es sticht ins Auge. Die Bank brüllt: Seht, seht: ich bin.

*

Am Wasser. Hier befinden sich die Kornspeicher. Die Getreideschiffe laden ihre Last ab. Saugmaschinen ziehen das Getreide in die Gebäude hinein.

Man könnte sie für riesige Moskitos halten.

Die großen Körperschaften saugen das Getreide der unbemittelten Farmer auf. Lagern es ein. Warten. Den Körperschaften eilt es nicht mit dem Ver-

kauf. Sie können warten, bis das Getreide teurer geworden ist.

Die großen Moskitos . . .

Es ist am Abend. Und sie starren mit tausend Augen in die betriebsame Dunkelheit.

*

Die State-Street ist ein Symbol der ganzen Stadt. Oben blendende Laden. Mensch hinter Mensch. Diamanten funkeln in Schaufenstern.

Pelze glänzen auf Wachspuppen.

Man ahnt hier die Schätze des Tut-An-khamen. Von den Seidentoiletten gleiten Tausende Lichter. Ausstattung. Ballkleider.

Männerwäsche. Nur Seide.

Elektrische Kinderspielwerkzeuge. In den Schaufenstern Ananas, Bananen, japanisches, chinesisches, spanisches Obst. Prachtvolle californische Blut-orangen.

Elegante Schuhe, schmucke Stiefelchen, Zierde müßiger Frauen.

Und Diamanten, Diamanten, Diamanten.

In den Türen katzbuckelnde Portiers.

Für die wartende Autoflut gibt es eigene Garagen.

Automobile sausen dahin. Warten. Stehen.

*

Weiter unten die großen Kinos. Die ganze breite Straße entlang grell erhellte Mauern. Die Scheinwerfer wechseln mit teuflischer Geschwindigkeit die Titel der neuesten Show-Sensationen.

Hier beträgt der Eintrittspreis 80 Cents.

In den Türen Négro-uscher. Die schwarzen Türhüter tragen durchwegs weiße Handschuhe. Auch die Billetteusen sind in Breeches.

Ein Stück weiter verändert sich das Bild der State Street bereits völlig. Wird unvermittelt zur Straße der Armut. Hier sind die Schaufenster mit Army-goods gefüllt. Und in den Läden werden Arbeiterkleider verkauft.

Die Kinos spielen West-Filme. Die Eintrittskarte kostet 10 Cents.

Ein Schießstand.

Ein Mann mit tätowierter Brust ruft die Gaffer: „Lassen Sie Ihren Arm tätowieren.“ Er lädt die Leute aus der Kälte in die Wärme ein, wo ein wundervoll schön tätowierter Mann zu sehen ist.

Hotels. Zu zwanzig Cents. Zu fünfunddreißig Cents.

Die Leute sind im Overall.

„Barber-College.“

Für fünf Cents wird man rasiert.

„Second-hand clothing.“

(„Von Herrschaften abgelegte Kleider.“)

Schmutz, Dreck.

Der Bahnhof.

Arbeitsvermittlung . . .

Hier verrät bereits alles die Straße der Arbeit. So gleichförmig ist hier alles. Auf großen, schwarzen Tafeln werden die Arbeitsgelegenheiten vermerkt . . .

Die großen, schwarzen Tafeln . . . Arbeiter hungern umher. Warten. Breitschultrige, handfeste farbige Männer gehen mit frohem Gesicht und in funkelnagelneuem Overall an die Arbeit.

Andere warten.

Eine Kellerwohnung. Hier werden Schlafstätten vermietet.

Und die Arbeiter warten. Stützen sich auf das Steingeländer am Ufer. Im Wasser spiegelt sich das Licht der Lampen. Müde Arbeiter sinken neben das Steingeländer hin. Sie schlafen ein. In der Kälte. Im Frühwinter. Warten.

Der schwere Geruch der Schlachtbänke dringt herüber.

Die Arbeiter warten. Hier und auch dort warten Arbeiter.

Es ist Frühwinter. Und man findet so schwer Arbeit.

II.

Die Schlachthäuser.

Ich frage einen Arbeiter, wo sich die Schlachthäuser befinden und wie ich am besten hingelange. Er erklärt mir die Trambahnstrecke und sagt, ich könnte in der Tram ruhig lesen, — „sobald wir in die Nähe kommen, werden Sie es sofort riechen.“

Er sprach die Wahrheit.

Ein furchtbarer, alles durchdringender Gestank hüllte den Wagen ein. Ein Gestank, der sich einem

in die Nase setzt, der ins Gehirn dringt und dort sehr lange bleibt. Man fühlt ihn tagelang. Wenn man ißt, wenn man auf der Straße geht, wenn man Fleisch sieht.

Von außen gesehen, fällt das Viertel der Schlachthäuser nicht besonders auf. Eine breite Straße. Hastendes Leben. Die Bureaus der Stock-Yards (Schlachthaus-Höfe). Die Viehbörse. Behörden. Polizei. Untersuchungsstationen fürs Vieh. Eine Abteilung des landwirtschaftlichen Ministeriums. Telegraphenämter. Auf der Straße sprengen berittene Boten dahin, und ich erblicke auch eine Sattlerwerkstätte.

Jählings durchschneidet lautes Brüllen die Luft. Ein Karren. Auf dem Karren ein totes Rind. Blutig und schmutzig. Und noch ein Karren. Und noch ein totes Rind. Es mag unterwegs verschieden sein.

In der breiten Straße wird der Gestank, der schon etwa auf eine Strecke von zehn Blocks die Luft verpestet, immer durchdringender. Auch die Zahl der berittenen Boten nimmt ständig zu. Der Rhythmus des Lebens steigert sich von Augenblick zu Augenblick. Jetzt überquert eine aus kleinen Wagen bestehende Kette — die Wäglein gleichen Grubenhunden — die Straße. Der Zug ist mit Dünger beladen, der von den Viehverschlügen zum Einwaggonieren befördert wird.

Ganz unvermittelt läßt ein grauenhaftes Brüllen die Luft erzittern. Es ist dies nicht das Brüllen der auf den freien Wiesen des Wild-West weidenden Rinder. Die Tiere scheinen zu fühlen, daß das, was

hier geschieht, der Anfang vom Ende sei. Das Brüllen dehnt sich. Vermischt sich mit anderen, aus der Tiefe kommenden Lauten.

Das Vieh ist in Verschlägen zusammengepfercht. Die Tröge sind durch Kanäle verbunden.

Rinder, überall Rinder. Amerikas Viehbestand scheint hierher getrieben worden zu sein. Und nun stehen die Rinder da. Zusammengepfercht. Brüllend. Auf den letzten Augenblick wartend. Aus diesen Verschlägen gibt es keine Rettung. Männer kommen. Furchtbar anzusehen mit ihren Knüppeln. Die Männer drängen sich zwischen die Rinder. Die dicht aneinandergedrückten Rinder. Und schwingen die harten Knüppel. Die wehrlosen, ausgelieferten Tiere blicken mit verschreckten Augen zu ihnen empor.

Jetzt naht ein Cowboy-Trupp. Laut. Johlend. Die Cowboys johlen hier, in Chicago, ebenso wie im Wild-West. Die Rinder zögern zuerst, bäumen sich dann auf. Sie verteidigen sich, und ihr Brüllen schluchzt auf wie ein wahrhaftiger Orkan.

Die Rinder setzen sich in Bewegung. Streben in die Richtung einer Brücke. Die Brücke hat mit den Brücken von Venedig Aehnlichkeit. Sie verbindet die beiden Straßensäume und wölbt sich im Bogen über die Straße. Hier ist dies die Seufzerbrücke. Ein Cowboy johlt. Ein Rind brüllt. Die vielen Rinder trotten dahin. Auch die Brücke scheint Stimme gewonnen zu haben. Es ist, als brächen die Laute

nicht aus einzelnen Tieren hervor, sondern als ob die Brücke klagte, brüllte, schluchzte.

Die Rinder schieben sich weiter.

*

Nach einigen wenigen Minuten speien die Eisenbahnzüge neue Ladungen aus. Die Verschläge füllen sich abermals.

Auf der Landstraße sprengen berittene Boten einher.

*

Etwas weiter entfernt befinden sich die Hammel. Von diesen kommen heute nicht alle unter die Todesmaschinen. Inmitten der Herde stehen drei Männer. In der Hand eine rote, kreideartige Masse. Jedes Tier, dem das rote Zeichen aufgedrückt wird, lebt den letzten Tag. Ob die Hammel es wohl wissen? In ihren Augen zuckt furchtbare Angst, der Schauer vor dem Unbekannten. Ein Kampf hebt an. Die Hammel wollen dem roten Zeichen entfliehen. Bäumen sich auf. Wollen ausbrechen, hinweg über die Leiber ihrer Hammelbrüder. Wollen sich verstecken.

Aber wohin?

Es gibt keine Rettung.

Wurde ein Hammel vom Auge des Mannes ausgewählt, so ist er verloren.

Die Tiere werden aus den Verschlägen getrieben.

Die Hammel schieben sich auf der Straße weiter.

*

Der Geruch steigert sich bis zur Unerträglichkeit. Hier befindet sich die Sammelstelle für Schweine. Das Grunzen setzt für keinen Augenblick aus. Die Schweine wühlen in der Erde. Kriechen in die Tröge. Purzeln sich gegenseitig über Kopf und Rücken . . . und grunzen. Ebenso durchdringend, wie ihr Geruch ist.

Die Schweine bekommen vor dem Abstechen nichts zu fressen, denn die Verarbeitung ist so leichter.

Die Schweine sind hungrig, wühlen gierig in der Erde. Auch sie sind von Sorgen erfüllt. Der Tod hängt hier in der Luft.

Ein Johlen gellt auf. Die Schweine setzen sich in Bewegung. Werden gezählt. Die Reihe scheint nicht enden zu wollen. Es ist der letzte Weg . . .

Die Schweine tummeln sich auf der Straße weiter.

*
Tiere . . . Tiere . . .

Wirrwarr der Laute.

Man wird des Sehens und Hörens müde.

Tiere . . . Tiere . . .

Und alle werden getötet.

*
Was ist das Schicksal des Schweines?

Wir begeben uns ins Gebäude.

Das Bild:

Wir stehen auf einer Brücke. Unter uns ein Rad. Ein nie stillstehendes Rad. Und ein Laut zerschnei-

det die Luft. In der Betäubung, die über einen Macht gewinnt, wird auch dieser Laut gleichsam bildhaft. Er kommt aus der Tiefe. Ein kreischender Laut der Verteidigung, der mit dem eines Schweines nicht das geringste gemein hat, sondern vielmehr von einem Kinde herzurühren scheint. Einem Kinde, einem kleinen Kinde, das im Nachbarhaus ist, und dessen gellendes, bitterliches Flehen denselben Eindruck erweckt, wie wenn man in einer Fiebernacht von dem Gefühl gepeinigt wird, daß sich ein Verbrecher gerade anschickt, einem Kinde die Kehle durchzuschneiden.

*

Das Schwein hängt in der Luft.
Das Rad dreht sich.

Man sieht das Schwein auf dem sich drehenden Rad schaukeln, dem sich in steter Bewegung befindlichen Rad. Und vom Rad hängen Ketten nieder.

*

Ein Neger erfaßt die Hinterbeine des Schweines. Man sieht nicht, wie das Schwein hergekommen ist. Jetzt gellt der Schrei auf. Das Schwein verteidigt sich. Aber die Kette hat es bereits an das Rad gebunden. Und das Rad dreht sich. Dreht sich rastlos und schleppt das Tier mit. Dieses gelangt jetzt in die Luft, mit den Hinterbeinen nach oben. Und verstummt jählings. Es prallt gegen das Rad und verstummt.

Ein zweites Schwein.

Unablässig, eins nach dem andern, ohne Unterbrechung.

Dreißig Stück in der Minute. Zwei Sekunden genügen für ein Schwein. Das Rad dreht sich. Hält für keinen Augenblick inne. Die Kette zieht vorbei, die sich ewig drehende, immer wieder und immer wieder zurückkommende Kette.

Das betäubte Tier gelangt mit erdwärtshängendem Kopf zu dem ersten Mann. Auch hier wird nicht Halt gemacht. Das Rad dreht sich. Die Kette zieht vorbei. Rollt weiter. Die ewige Kette. Zusammen mit dem Schwein. Es lebt noch, ist aber völlig betäubt. Erhält von dem ersten Mann den Todesstoß.

Dieser ist ein mächtiger Neger. In der Hand ein Messer, die Beine in hochschäftigen Gummistiefeln.

Mit dem Messer durchsticht er dem Schwein das Herz. Dreißig Schweinen in der Minute. Der Neger steht im Blut. Trieft von Blut. Der Raum, wo dies vor sich geht, hat die Form eines Bassins. Das Blut stinkt grauenhaft. Das nach allen Seiten spritzende Blut. Das Blut, in dem hier die Menschen waten.

Der Raum ist rot. Der Mann ist rot. Von rotem Blut.

Es gilt, immer die gleiche Bewegung zu machen. Man muß geschickt sein, flink. Muß genau die Stelle treffen, wohin man stechen soll. Das Herz. Keinen Augenblick darf gesäumt werden. Das Rad dreht sich. Dreißig Schweine müssen in der Minute abgestochen werden.

Blut . . . Blut . . .

Der Neger blickt einen Augenblick auf. An der Kette schlagen zwei noch lebende Schweine gegeneinander. Er muß sich beeilen. Muß die Bewegung rascher ausführen. Der Neger ist rot. Trieft von Blut. Seine Hand. Sein Gesicht. Seine Stiefel. Seine Mütze. Sein Overall. Alles trieft hier von Blut.

Aus dem Verschlag nebenan hört man noch ein letztes Röcheln. Hier jedoch herrscht bereits das Blut.

Die Kette zieht vorbei. Das Rad dreht sich.

*

Nun ist das Schwein bereits tot. Die Kette schwebt dahin, und zusammen mit ihr das Tier.

Es liegt noch ein langer Weg vor ihr.

In diesem Stockwerk muß sie sich auf einem gewundenen Pfad weiterbewegen. Längs der Kette sitzen hier die Männer in zwei langen Reihen. Das baumelnde Schwein bewegt sich an ihnen vorbei. In diesem einen großen Saal arbeiten sechshundert Mann. Der Raum scheint sich in die Unendlichkeit zu erstrecken.

Jeder Arbeiter hat eine einzige Bewegung zu tun. Auch hier gibt es keine Pause. Im selben Tempo, in dem das Schwein abgestochen wird, muß jeder die eigene Arbeit verrichten. Binnen einer Minute dreißig Bewegungen. Dreißig Mal dieselbe Bewegung. Haargenau.

In raschem Takt bewegt sich das Schwein von dem einen zum andern. Der zweite schlitzt ihm

den Bauch auf, der dritte hat einen weiteren Schnitt auszuführen; dann kommen die Gedärme an die Reihe. An der einen Stelle werden die Borsten entfernt, an der nächsten wird der Schmutz abgeschabt . . .

Das weitere Schicksal der Schweine ist verschieden.

Ein Teil kommt ganz in die Kühlräume. Der andere wird zerschnitten und verarbeitet. Den Tieren selbst dürfte dies bereits gleichgültig sein.

*

Die Kette steigt ein Stockwerk höher hinauf, noch immer mit den Schweinen beladen. Jene, die ins oberste Stockwerk gelangen, werden ganz verarbeitet.

In diesem Stockwerk werden die Schweine in Stücke zerteilt. Auch diese Arbeit geht atemlos vor sich. Hier wird bereits mit Beilen gearbeitet. Fahrende Tische befördern das Fleisch weiter. Die Beile sausen nieder. Immer auf die gleiche Stelle. Der Speck wird losgelöst. Jedes Stück hat die gleiche Form.

Von hier gelangt alles in die Pökelräume, wo die einzelnen Stücke sechsunddreißig Stunden verbleiben.

In den Packräumen abermals eine Flut von Arbeitern. Auch hier verrichtet jeder einzelne nur eine einzige Bewegung . . . Unablässig, ohne Pause ein und dieselbe Bewegung . . .

Swift & Co. . . . Beste Qualität . . . So wird das
Fleisch annonciert . . .

Das Fleisch . . . das blutige . . . blutige Fleisch . . .

*

Die Rinder werden nach einer anderen Methode
getötet, das Wesentliche jedoch ändert sich nicht.
Es werden vierzehn Rinder auf einmal erledigt.
Auch hier führt der Weg über eine Brücke, von wo
aus der ganze Raum überblickt werden kann. Auch
hier sind die Menschen blutig. Und blutig ist der
Boden. Blutig das Beil.

Vierzehn Rinder warten darauf, an die Reihe zu
kommen. In sieben Verschlängen stehen je zwei und
zwei Rinder. Sie brüllen nicht. Man vernimmt zu-
mindest ihr Brüllen nicht.

Es ist soweit.

Hurry up.

Alles steht bereit. Die Ketten. Die Menschen.
Die Beile. Es geht auf die zwölfte Stunde. Die
Männer sind bereits müde. Die großen, breitschul-
trigen Männer schleppen sich gebückt weiter. Die
Gewänder kleben an ihren Leibern. Das Blut ist
schon durch die Gewänder gesickert. Auch von
ihren Mützen trieft Blut. Sie waten durch Blut.

Die armen Menschen sind todmüde.

Aber die Arbeitszeit ist noch nicht um. Noch ein
Schub ist zu erledigen. Sie bewegen unablässig
den Mund. Kauen Tabak und spucken von Zeit zu
Zeit aus.

Gespannte Erwartung.

Ein Signal ertönt.

Die Falltüren sausen hinauf. Die Rinder spreizen die Beine auseinander. Ihre Augen — die großen Rinderaugen — beglotzen erstarrt, stier das Bild, das sich ihnen bietet. Die blutigen Menschen. Die an Haken hängenden Fleischklumpen. Die leblosen Köpfe der Rinder. Die Fleischfetzen. Die Fleischstücke.

Ein Ochse weint auf. Weint auf: im wahrsten Sinne des Wortes. Weint auf. Dieser Laut hat nichts Tierisches. Und jetzt weinen auch die anderen dreizehn auf.

Vergeblich . . .

Doch ergeben sie sich nicht kampfflos. Dies widerspräche der Natur des Lebewesens. Dem Willen zum Leben, der jedem Geschöpf eigen.

Das Rind strauchelt.

Die Männer zucken auf.

Das Beil schlägt nieder.

Das Tier zuckt noch.

Alles ist vergeblich.

Blut spritzt. Heißes Blut. Ueberströmt die Menschen. Leuchtendes Rot.

Von den Beilen rinnt Blut. Von den Händen der Menschen rinnt Blut. Arme, müde Menschen schleppen sich blutig durchs Blut . . .

Alles riecht hier nach Blut. Auch der Kautabak schmeckt nach Blut. Auch die Spucke scheint Blut zu sein.

Der Raum haucht Blut aus.

Und die sich um die blutigen Tierleiber tummelnden, armen, blutigen Menschenleiber atmen immer die blutige Luft ein.

Die Tiere, die Menschen, der Raum, alles, alles haucht Blut aus.

Die Kette klirrt.

Der blutige Tierkörper taumelt in die Luft empor. Die müden, blutigen Menschenleiber stürzen sich auf die Tiere. Schlitzen ihnen mit einer einzigen Bewegung den Bauch auf.

Die Gedärme stürzen hervor.

*

Ein Mann holt mit einem kleinen Karren die Gedärme. Der Kot, der Schmutz, der durch die Oeffnung aus dem Körper fiel, wird zusammengeschaufelt.

Die Gedärme werden in kleinen Karren fortgeschafft; die Tiere werden abgehäutet.

Alle, die hier arbeiten, sind schon müde, sehr, sehr müde. Sie vermögen sich kaum weiterzuschleppen.

Der durchdringende, schwere Blutgeruch legt sich auf die Brust . . .

*

Im Takt geht die Arbeit weiter.

Die rasche Arbeit.

Auch wir sind müde, obschon wir nur zugeschaut haben.

*

Nun kommt an die Kühlräume die Reihe. Bevor wir eintreten, stellt jeder den Kragen auf. Hier ist es sehr kalt. An den Blut- und Fleischgeruch scheinen wir uns schon gewöhnt zu haben.

Der Kühlraum bietet einen höllischen Anblick.

Das Ende des riesigen Saales erscheint unübersehbar. Das Fleisch hängt an den Haken. Das blutige Fleisch.

Man sieht nichts anderes, als Fleisch, frisches Fleisch, wie es eben aufgehängt wurde. Blutig und rot. Eine endlose Masse. Fleisch, Fleisch, Fleisch...

Dies ist Amerikas Magen.

Wir gehen zwischen dem Fleisch dahin, das Spalier bildet. Zwischen blutigen Fleischwänden. Wo beginnt der Weg? Wo ist sein Ende? Rechts: Fleisch. Links: Fleisch. Fleisch, Fleisch, Fleisch. O, wieviel Fleisch! Wieviel Fleisch! Blutiges Fleisch!

Und all dies wird aufgegessen werden. Wo? Von wem? Wann?

Fleisch! Fleisch! Fleisch!

*

Es wird zu Mittag geläutet.

Lunch.

Die Stahlarme der müden, blutigen Menschen sinken herab. Dann bemächtigt sich Mattigkeit der Sehnen.

Die Mahlzeit wird im Gebäude eingenommen. Dort befindet sich der Speiseraum. Wo die Leute arbeiten, herrscht Blutgeruch, wo sie essen, herrscht Blutgeruch. Auch ihr Magen spürt es. Müde, aber den-

Lassen, Das andere Amerika 7

noch raschen Schrittes gehen die blutigen Menschen dahin. Gehen essen.

*

Auch im unteren Stockwerk befindet sich ein Lunchroom. Hierher kommen die Beamten. Und hier können auch Fremde essen.

Ich mache mich auf den Weg.

Aber das Blut folgt mir. Der Blutgeruch.

Alles riecht nach Blut. Den Geruch des Düngers fühle ich überhaupt nicht mehr. Er ist im Blutgeruch untergegangen. Ich fühle nur das Blut, unvermeidlich.

Ich hole mir eine Speiseplatte. Bekomme Corned-beef and Cabbage.

Bewege mich mechanisch vorwärts.

Ich beiße ins Fleisch . . .

Blut . . . Blut . . . Blut . . .

Der Geruch, der Geschmack . . .

Ich nehme eine Gabelspitze Gemüse in den Mund . . .

Blut . . . Blut . . . Blut . . .

Der Geruch, der Geschmack . . .

Ich lege Messer und Gabel nieder.

Schließe die Augen.

Blut . . . Blut . . . Blut . . .

*

Die Schweine weinen.

Die Rinder weinen.

Die armen, müden, blutigen Menschen weinen . . .

Ich fliehe . . .

Reise nach Californien.

Nun habe ich diese Station erreicht. Auf den Betten in langen Reihen die Kranken. An der Wand das Kruzifix. Und beim Eingang der Weihwasserkessel. Nonnen mit großen weißen Hauben, und täglich kommt der Priester fragen, ob jemand der letzten Oelung bedürfe.

Die Glocken dröhnen.

Es ist frühmorgens. Die tiefe Finsternis löst sich in morgendlichem Dämmern auf. Die Betten dunkeln gleich langen Schatten in der Gräue. Und aus der Ferne ertönt ein Glöcklein. Der Schein zweier Lampen bebt den Korridor entlang. Das Glöcklein hat einen durchdringenden Ton. Im Nachbarbett spricht der Kranke:

„Einer liegt im Sterben . . .“

Zwei Ministrantenknaben, eine Lampe in der Hand. Und das Glöcklein. Und ein dritter Mensch hält das Kruzifix.

Der Priester trägt jetzt ein feierliches weißes Gewand, mit reichem Spitzenschmuck.

Der Knabe im Nachbarbett schmolzt: „Weshalb werden wir gestört, ich will leben.“

Die Stimme des Glöckleins erstirbt im Korridor.

Noch im Halbschlaf murmelt der Knabe: „Ich will leben.“

Die Glocken dröhnen. Es ist Morgen. Die Nonnen kommen. Eintöniges, gemurmertes Gebet erfüllt den Saal.

*

Mit gemächlicher Langeweile schleppt sich der Vormittag dahin. Die Kranken husten, sprechen von der besseren Zukunft und davon, was sie im irdischen Leben versäumt haben.

Im Nachbarbett verkündet der Knabe: „Ich brauche nur hundert Dollars und könnte nach Californien reisen. Das Leben kostet dort nicht viel, und ich habe einen Oheim, bei dem ich Unterkunft fände. Hundert Dollars sind nicht viel Geld.“

„Hundert Dollars sind nicht viel Geld“ — bekräftigte, er aber seufzt auf:

„Hat man sie jedoch nicht, so sind sie viel Geld, sehr viel Geld“ — und er fügt hinzu: „Ich habe sie nicht“.

Der Knabe heißt Jakob Rosenfeld und hat mit dem Christus an der Wand nichts gemein. Er ist aus irgendeinem Winkel der East-Side hierher ins Spital gekommen. Und spuckt bereits seit sechs Monaten Blut.

Woher er nur das viele, viele Blut nehmen mag? — denke ich manchmal.

Und Jakob Rosenfeld ringt mit dem Tod.

„In Californien würde alles gut, dort gibt es viel, viel Sonne. Noch jeder wurde gesund, der hingehen konnte, und es besteht kein Zweifel, daß auch ich genesen würde.“

„Hast du niemanden, der die hundert Dollars aufbringen könnte?“ — frage ich.

„Hundert Dollars? Ich fürchte, es würde nicht ganz genügen. Und wir sind nicht reich. Es gibt bei uns viele kleine Kinder.“

Aber plötzlich glänzen seine Augen auf. „Doch sind meine Verwandten sehr gute Menschen. Die ganze Familie ist zusammengekommen, und, weißt du, sie haben eine Beratung abgehalten und beschlossen, das Geld für die Reise nach Californien zusammenzulegen. Ich spreche darüber nicht gern, fürchte, daß schließlich doch nichts daraus wird.“

Er seufzte laut, wurde abermals von einem Husten befallen. Er setzte sich im Bett auf und hustete so. Es war ein trockener, heftiger Husten. So anstrengend, daß davon schier auch meine Brust keuchte.

„Vielleicht hast du zu viel gesprochen“ — sagte ich und es fiel mir ein, daß vor zwei Wochen in dickem Strahl aus ihm das Blut aufgeschossen war.

„Nein, nein, wo blieb ich nur, ach ja, die Reise nach Californien. Ja. Weißt du, die Rebekka, meine Schwester, ist eine gesegnet gute Frau. Sie hatte gerade jetzt Hochzeit. Und bei der Hochzeit haben sie beschlossen, mich unbedingt nach Californien zu schicken.“

Jakob vermochte kaum weiterzureden. Aber diesmal war es nicht der Husten, der ihn daran hinderte, sondern die Tränen, die seine Augen füllten, verschlugen ihm die Stimme. „Die Kinder

wurden aus der Schule genommen und nun gehen sie alle in die Arbeit, damit ich je früher nach Californien komme.“

„Das ist schön“ — sprach ich.

„Ja, sehr schön.“

*

Besuchszeit.

Jakobs Augen glänzten auf. Die Regine kam, und der Moritz, und alle übrigen von der East-Side. Sie ließen sich auf dem Bett nieder, zu Füßen des Herrn Jesus Christus. Sie mochten eine ganz besondere Nachricht gebracht haben, denn Jakobs Augen glänzten wie riesige, funkelnde Diamanten. Und die ganze Familie strahlte in der Flut unbewölkten Glücks.

Es erforderte nicht viel Phantasie, um zu erraten, daß die längst ersehnte Summe beisammen war: die Reisespesen nach Californien.

Was läßt sich da tun? Ich bin nun einmal sentimental und freute mich zusammen mit Regine, Moritz, Jakob und den übrigen Rangen, die das Bett umstanden.

Auch Jakobs Vater war mitgekommen. Er schaute sich um, betrachtete das Kruzifix, den Weihwasserkessel, die Nonnen.

„Was schaut Vatti so?“

„Du weißt doch, daß er sich gerne umguckt“ — antwortete Regine.

*

Als die Besuchsstunde zu Ende war, und wir wieder allein blieben, schwamm Jakob noch immer in Glückseligkeit.

„Ich fahre also doch nach Californien“ — sprach er jubelnd — „denk' dir nur, sie haben das viele, viele Geld aufgebracht. Ich muß nur schauen, daß es mir ein bißchen besser geht, dann fahre ich sofort nach Californien. Dort werde ich rasch genesen. Regine hat mir von einer ganzen Reihe glücklicher Fälle berichtet. Sie ist ein gesegnet gutes Geschöpf.“

*

Aerztliche Visite. „Wie geht's?“ — fragt der Arzt im weißen Kittel.

Und Jakob Rosenfeld fühlt sich sehr, sehr wohl. — „Ich reise nach Californien“ — verkündet er dem Arzt.

„Das ist ja herrlich, dort wirst du rasch genesen“ — spricht der Arzt freundlich und geht weiter, zum nächsten Bett.

*

Das Nachtlämpchen vermag die Nachtschwärze nicht zu durchbrechen. Und die Nacht ist so schwarz. Pünktlich schlägt die Uhr die verstreichenden Stunden. Plötzlich ein Klopfen. Ein scharfes, rasches Klopfen vom Nachbarbett her. Denn hier im Spital der Barmherzigkeit kennt man die Institution der Schelle noch nicht. Der Knabe klopft im Nachbarbett: „rasch, Pfleger!“ — und der Blutstrahl schießt ihm aus dem Mund.

Der Diener. Es scheint für ihn ein ungewohn-

ter Anblick zu sein: das in hohem Strahl hervorspritzende Blut. Er stürzt kopflos ans Bett, vom Bett zum Schrank, um einen Teller, der das Blut auffangen soll.

Die Augen des Knaben treten aus den Höhlen. Er will etwas sagen. Aber er kann nicht sprechen. Das viele Blut spritzt aus dem Teller.

Krampfhaft preßt er den Teller an sich. Sieht nichts mehr. Die Augen irren in der Höhe. Begegnen an der Wand vielleicht Christi Augen. Ob er wohl etwas denkt, etwas fühlt? Kaum.

Das Blut sprudelt. In hohem, dickem Strahl.

Der Kopf sinkt zurück. Der Teller fällt mit einem lauten Schlag zu Boden. Aus dem Mund quillt noch einmal Blut hervor. Wie aus einem versiegenden Lebensquell.

*

. . . Der Diener rennt aufgeregt vom Bett zur Nonne. Von der Nonne zur spanischen Wand. Jakob Rosenfelds Kopf hängt noch immer vom Bett. Seine Augen starren noch immer auf den Christus an der Wand. Das letzte Blut trocknet auf seinem Gesicht. Der arme Jakob Rosenfeld ist weiß und rot.

Dann war Jakob Rosenfeld nicht mehr zu sehen. Die Nonne kam mit der Waschschüssel. Im Saal konnte man nur das Plätschern des Wassers vernehmen. Der Diener schien sich beruhigt zu haben. Leise Befehle erklangen hinter der spanischen Wand. Ein langes weißes Hemd wurde gebracht. Das Wasser plätscherte.

Es war bereits spät. Dämmerte.

Auch die diensthabende Nonne kam und betrachtete Jakob Rosenfeld.

— — — — —
Der Tote lag im Saal.

Der Tote lebte im Saal zwischen den sechzehn Betten.

Der Tote lebte im Saal zwischen den sechzehn Kranken.

*

Es ist Morgen. Die Wintersonne scheint.

Der Diener kommt mit einem zweiten. Sie bringen einen Handwagen. Einen flachen, weißen Wagen. Die spanische Wand wird fortgestellt. Auf dem Bett liegt im langen weißen Hemd weiß und rein Jakob Rosenfeld. Auch sein Gesicht ist weiß. Ist bleich. Die Augenlider sind geschlossen. Die Hände aufeinander gelegt. Symmetrisch aufeinander gelegt. Und mit dünnen Leinwandstreifen aneinander gebunden.

Vorsichtig, mit in den Knien einknickenden Beinen legen die beiden Männer Jakob Rosenfeld auf den Wagen.

Sie legen Jakob Rosenfeld auf den Wagen mit Gummirädern. Decken ihn mit einem weißen Linnen zu.

Der Wagen setzt sich in Bewegung.

Rollt hinaus. Geräuschlos.

. . . Und die Reise geht weiter, als nach Californien.

Wild-West.

I.

Das Historische.

Die kleine Stadt schwimmt in Sonnenschein. Feststimmung. Im Wind wehen kleine amerikanische Fahnen. Und auch die Fahnen der Stadt. Historische Stimmung.

Feststimmung.

Ist es ein Wunder?! Ein großer Umzug wird veranstaltet. Halb Geschäft, halb Tradition. Das West bringt sein „Rodeo“ auf die Straße, das historische Wild-West. Die Amerikaner lieben ihre Geschichte. Sie ist voll Romantik. „Geschichte...“ bedeutet hier nur ganz wenige Jahre.

Der Umzug.

Hier gab es niemals einen König oder eine Königin. Dies freilich ist nicht Geschichte. Ist die Verbeugung des „demokratischen“ Amerikas vor der irdischen Größe.

„Rodeos König und Königin“ eröffnen den Zug. Es folgt das städtische Orchester, dann kommen Indianer, auf deren bemalte Gesichter die Sonnenstrahlen herabglühen. Ihr Federschmuck wird hin und her geweht, sie jauchzen. Dann die Indianer-

kapelle. Primitive Musikinstrumente. Den Lärm der Straße übertönend.

*

Der Cyro-Club. Lauter Hundertprozentige. Nicht Indianer, aber in Indianertracht. Aus Sympathie für die amerikanische Geschichte.

*

Die Knights of Columbus.

Die Ritter des Christentums.

Diese kleidet die historische Tracht besser. Sie beleben neu die Zeit der spanischen Eroberer, und zugleich mit äußerst richtigem Instinkt den „Triumph“ des Christentums. Unter dem Schutz spanischer Soldaten kommen die Kuttenträger. Ihre Panzer blitzen weithin. Schwert und Kreuz. Schwer bewaffnete Soldaten und das Kreuz. Der Triumph der spanischen Eroberer. Der Triumph des Kreuzes durch das Schwert.

*

Der Lions-Club.

Dies sind die amerikanischen Eroberer.

Grau auf ungesatteltem Roß. Eine glückliche Gegenwart aus der Zeit, da es noch kein Alkoholverbot gab: eine Schenke. Auf dem Tisch Wein. Cowboys schlagen den Takt. Und auf dem Tisch neben dem Wein tanzt ein Mädchen.

Allgemeine Freude.

*

In Cowboyuniform spielt ein Hotelorchester Jazz-Weisen, was nicht ganz historisch ist. Eigentlich überhaupt nicht historisch.

*

Ich tröste mich. Die „Knights of Pythias“ repräsentieren „The Arkansas Traveler“. Ein schlotteriger Wagen. Der Auswanderer strebt auf der Straße dahin. Der neue Ansiedler ins Goldland. Zerlumpte und Barfüßige. Und hinter dem Wagen trollt sich eine Kuh. Ein armes, sanftes Tier. Der historische Zerlumpte und Barfüßige versetzt der Kuh mit dem Stock einen mächtigen Schlag auf den Rücken. So ist es wahrheitsgetreu.

*

Spätere Zeiten.

Die Postkutsche.

Ein armseliges, ausgedientes Vehikel, aber vollkommen historisch. Und die Stadt lieh für die Veranstaltung auch den ersten Feuerwehrwagen. In der Slowakei oder in Ungarn wäre dieses Gerümpel noch nicht Geschichte, hier jedoch ist es bereits dazu anvaciert.

*

Ponnys.

Sanft und harmlos.

Auf ihren Rücken in langen Reihen Cowboys, Cowgirls und Indianer.

*

Die Stadt.

In dichten Reihen betrachten die Bewohner die „Geschichte“.

Breite Straßen. Autos... Ungezählte Autos...
Eins neben dem andern, eng aneinander gepreßt.
Heute ist der Verkehr reger denn je. An den Straßenkreuzungen regeln Polizisten den Verkehr der endlosen Autoreihen.

*

Aber es ist dennoch West.

In den Läden Cowboy-Hüte. Und bunte Hemden.
Und bunte, breite Seidentücher, die um den Hals zu schlingen sind.

Die Mädchen in Breeches; heute sind sie alle Cowgirls.

Und auch die kleinsten Knaben tragen Cowboygewänder.

Sie probieren die Lassos aus.

Ich verlange in einem Laden ein Hemd. Es wird mir ohne ein Wort ein Cowboyhemd gereicht, — obschon ich wahrlich keine Cowboygestalt habe.

Diese Woche werden die Jungens bestimmt in viel größerer Zahl von daheim ausreißen, als sonst.
Wild-West . . .

II.

In der Arena.

Etwas Schöneres vermag man sich gar nicht vorzustellen. Die hohen Berge gleißen kristallen. Sonnenschein. Gefunkel. Und im breiten Kreis die Arena. Autos, Autos. Eine Auto-Stadt.

Und im breiten Kreis die Arena.

Eine dichte Menschenmenge. Dies ist nur natürlich. Das Wild-West regt die Amerikaner selbst dann auf, wenn sie in seiner unmittelbaren Nähe leben.

Das Publikum:

Heute ist fast jeder nach Möglichkeit westmässig gekleidet. Wild-West muß den entsprechenden Rahmen haben. Farben, viele Farben. Lila, blutrote, grasgrüne, himmelblaue Hemden. Und bunte Seidentücher. Mädchen und Knaben, Väter und Großmütter, alles trägt bunte Seidentücher. Mit Bildern. Lauter bunten Bildern. Springende Cowboys, Cowgirls oder Indianer.

In der Ferne fließt alles ineinander. Die Farbenfetzen verdichten sich zu strahlenden Inseln.

*

Musik. Jazz. Auch dies gehört zum Rahmen des Wild-West. Die Autos und die Jazz-Kapelle.

Laut schmettern die Töne. Das Publikum applaudiert. Das Publikum jauchzt. Das Publikum johlt. Das Publikum ist entzückt.

Der Zug setzt sich in Bewegung.

Cowboys... Cowgirls... Indianer...

Zu Pferd und auf Maultieren.

Auch hier wird mit den bunten, grellen Farben nicht gegeizt. Kurze Pause. Die Musik deutet an, daß jetzt etwas ganz Außergewöhnliches und Großartiges folge. Und tatsächlich.

Die Cowboys kargen auch mit der Stimme nicht: ihr Gejohle schmettert fernhin. Und auch das Pub-

likum hilft. Die ganze Arena brüllt, denn unvermittelt stürzen gereizte Stiere herein. Unverfälschte Stiere.

*

Eine aufregende Darbietung der Cowboys. Wilde Stiere werden in den Stall getrieben.

Der Stier . . .

Er erschrickt nicht. Ist sehr hartnäckig. Der Cowboy stößt einen Schrei aus. Sein Brüllen wetteifert mit dem des Stieres. Das Roß bäumt sich auf. Der Cowboy schwingt über dem Kopf das Lasso. Läßt es fliegen . . .

Allgemeiner Beifall. Scharfe und ermutigende Pfiffe.

Der Stier stutzt. Wittert Gefahr. Weicht zurück. Blickt sich um. Nunmehr etwas ängstlich. Aber der Cowboy scheint wirklich zornig zu sein.

Der Stier setzt sich in Bewegung. Jedoch in die entgegengesetzte Richtung vom Stall. Der Cowboy treibt ihn ein.

Der Stier ist ratlos. Scheint zu zögern. Weiß nicht, was er tun soll. Die Situation beginnt gefährlich zu werden. Doch widersetzt er sich noch immer. Wieder gellt die laute, durchdringende Stimme des Cowboys auf.

Das Lasso fliegt. Schießt auf den Nacken des Stieres hinab. Die Schlinge wird enger und enger. Der Stier versucht, sich zu befreien. Beginnt zu laufen. Hin und her. Weiß nicht, warum. Weiß nicht, daß dies bereits das Ende bedeute. Aber er ist ja auch nur ein armer Stier.

Die Menge ist glücklich.

Der Cowboy springt vom Pferd. Zerzt heftig an dem Lasso. Der Stier stürzt zu Boden. Die Menge brüllt, jöhlt.

Der Stier will sich befreien. Aber Cowboy und Lasso sind auch noch da. Der Cowboy brüllt . . . Die Menge brüllt . . . Der Stier brüllt . . .

All dies nützt nichts. Nunmehr ist er ganz in der Macht des Cowboys.

Er räkelt sich schwerfällig empor . . . Kann nichts anderes tun. Beugt sich vor dem Willen des Cowboys.

Er rennt auf den Stall zu.

Die Freude der Menschen ist grenzenlos.

*

Nun folgt ein ganz ungewöhnliches und wildes Spiel. Die Stierherde stürzt sich in die Arena. Ihr nach die Cowboys.

Die West-Jungens springen von den Pferden und schwingen sich den Stieren auf den Rücken. Irrsinniger Lärm. Die Glocken an den Stiernacken tönen. Die Cowboys schlagen auf die Tiere ein. Raserei. Wettrennen. Auf dem Rücken der Stiere. Der eine bäumt sich wild auf. Widersetzt sich. Will nicht. Der Cowboy schlägt auf ihn ein. Der Stier rührt sich nicht vom Fleck. Macht dann einen Satz. Direkt auf den Zaun los. Der Cowboy schlägt in der Luft einen Purzelbaum. Und der Stier bricht sich das Genick.

Das erste Opfer.

Der Cowboy winkt mit seinem breitrempigen Hut, daß ihm nichts geschehen sei. Nur der Stier . . .
Die Zuschauer jauchzen, pfeifen, sind zufrieden.

*

Wettreiten.

Nur Cowgirls. Angehende Jockeys. Das weibliche Geschlecht hat sich auch dieses Berufes bemächtigt. Gelbe, weiße und lila Farben.

Diese Mädchen werden einmal gute Reiter sein. Während sie in der Arena im Kreis galoppieren, sieht man nichts anderes, als dahinfliegende, ineinanderfließende Farbstreifen.

*

Produktionen zu Pferd.

Rasen. Taumel. Keine Minute Stillstand. Auf dem Rücken des Pferdes steht ein Reiter. Zwei Pferde nebeneinander. Während des Galopps kriecht der Reiter an den Bauch des einen Pferdes nieder, fliegt so dahin.

Das Pferd setzt über ein Hindernis.

Der Reiter stürzt.

Die Rettungsgesellschaft kommt . . .

Dies ist bereits das gezähmte Wild-West.

Ein Neunjähriger zeigt seine Künste. Erntet den größten Beifall.

Doch ist dies bereits Zirkus . . .

*

Die Glanznummer.

Der Kriegstanz der Indianer.

Trommel und Schellen.

Ein Kriegstanz? Das Publikum fühlt keine Spur davon. Alles lacht.

Die Indianerweiber hüpfen auf einem Bein umher. Die Trommel schlägt den Takt. Die Schellen passen sich schmiegsam an.

Die Indianer brüllen.

Der Kriegstanz der Indianer ist nichts weniger als furchtbar. Flößt keine Spur von Angst ein.

Das Publikum ist höchst beglückt. Insbesondere die Jungens. Die kleinen Wasserverkäufer tanzen ebenfalls. Alle möchten den Rothäuten beim Tanzen behilflich sein. Winken ihnen mit den bunten Tüchern zu. Pfeifen gellend.

Die Indianer sind müde.

Laut schrillt die Jazzmusik.

*

Die Menge bricht auf. Die Hunderte von Automobilen setzen sich in Bewegung. In langen Reihen, eins nach dem anderen. In unendlich scheinenden Reihen . . .

Wild-West — in der Arena.

III.

A n d e r G r e n z e .

Denver, Colorado. Das Tor des Wild-West. Der Knotenpunkt. Man könnte sagen: — die Nase, durch die die Luft in den Körper gelangt.

August. Heißer Sommertag.

*

Die Straßen sind auch hier breit, und der Boulevard beginnt beim Bahnhof. Nummerierte Straßen. Lang und parallel nebeneinander laufend.

*

Vom Bahnhof die zweite Straße ist die der Arbeit. Und auch hier ist es wie überall. New-York, oder Chicago, oder Denver, — East oder West — nirgends ein Unterschied. Und auch die großen Tafeln gleichen einander überall. Nur die Nachfrage weist einigen Unterschied auf. Hier werden hauptsächlich Mexikaner gesucht. Die sind billige und ausdauernde Arbeiter. Der Hauptartikel heißt: „ranch hand“ (Farmarbeiter).

*

Gelb glüht die Sonne auf die Straße nieder. Die Männer sind rötlich-braun. Alle tragen ihren „overall“ (Arbeitskittel). Dies ist selbstverständlich. Nach dem Abschluß wird hier gleich mit der Arbeit begonnen.

Hotels. Man wird nicht an New-Yorker Hotels erinnert. Nicht einmal ans Hotel Arion. Es ist etwas ganz anderes.

Das Hotel des West.

Das Hotel der Arbeit.

Hier bekommt der Arbeiter für 10 Cents ein Bett. Ein Bett? . . . Ja, ein Bett; kann doch auch ein Strohsack so genannt werden. Der amtliche Bericht der Polizei bezeichnet diese Hotels als „zweitrangig“. Sie sind tatsächlich zweitrangig. Könnten aber auch drittrangig genannt werden. Der Arbei-

ter legt sich hier in seinem over-all auf den Strohsack und steckt die Stiefel unter das Strohkissen. Pfl egt in der Regel nichts anderes zum Verstecken zu haben.

Doch gibt es hier auch ein eleganteres Hotel. Mit 35 Bänken. Mit großen „Gesellschaftsbänken“. Arbeitsvermittlung und Gepäckaufbewahrung. Aber die Luft ist auch hier dumpf. Wie überall, so wechseln auch hier die Arbeitsgelegenheiten, und man kann die stolzen Annoncen lesen: „open shop“ (offene Werkstatt) und „keine Arbeitsstörung“. Der Gesellschaftsraum des Hotels ist immer leer.

Die Straße dagegen immer interessant.

*

Die Mexikaner sprechen Spanisch. Und auch ein Teil der Aufschriften ist Spanisch.

Die Straße . . .

Hier befindet sich alles auf der Straße. Laden, Lunchroom, Schuhputzer, Kunsthändler . . .

Alle Geschäfte des West.

Waren für das Leben im Freien. Fürs Lagerleben notwendige Gegenstände. Zelt, Stiefel, riesige Ledergamaschen, Hemd, breiter Hut, Sattel, Seidentuch . . .

Alles, was sich die Cowboys und Cowgirls wünschen können.

Und selbstverständlich auch die Gewänder der Arbeit. Es werden hier sowohl die Bedürfnisse des Mexikaners, als auch die des Farmers befriedigt.

*

Gefeilscht wird nicht. Feste Preise. Das ist so natürlich, daß es nicht besonders mitgeteilt wird. An jeder Ware ist der Preis befestigt. Die Preise wetteifern miteinander. Aber nicht sonderlich. Dies tun hauptsächlich die Anpreisungen.

*

In einem kleinen Flur ein Tätowierungskünstler. Auch dies gehört zum Leben im Freien. Zum Wild-West. Man trägt seine enttäuschte Liebe auf dem Arm. Und auch die lebende. Nicht minder die Hoffnung. Unbeschreiblichliche Buntheit. Man kann nach Herzenslust wählen. In Farben und Formen. Die Prozedur währt nicht lange. Auch die Tätowierungsnadel wird mit Elektrizität betrieben.

*

Ein Spanier. Um den Hals eine mächtige Schlange. Jawohl, eine Schlange. Er spricht nur Spanisch. Hält in der Hand ein kleines Fläschchen. Und erklärt. Ich verstehe seine Worte nicht, weiß aber trotzdem, was er sagt. Er bietet ein Mittel gegen Schlangengebisse an. Preßt die Hand an den Mund der Schlange, und diese streckt ihre gespaltene Zunge heraus. Der Spanier tut so, als empfände er Schmerz, träufelt dann aus dem Fläschchen einige Tropfen auf die Stelle des Bisses, worauf sein Gesicht strahlt. Seine Stimme ist überredend, weich und einschmeichelnd. „Meine Damen und Herren“ — sagt er — „kaufen Sie“ — und während die Schlange von seinem Hals gehorsam in eine große Kiste kriecht, schreitet er mit dem Fläschchen den Kreis ab: „Ein Dollar, ein

Dollar“. Hin und wieder kauft ihm einer etwas ab, die übrigen gehen weiter.

*

Kinos.

*

Ein Indianer geht auf der Straße dahin. Das Gesicht mit roter und gelber Farbe bemalt. Vom Haupt fällt ihm eine mächtige Federmähne auf die Schultern. Lederhosen und breite Ledergamaschen.

*

In den meisten Laden werden Indianerwaren veräußert, handgefertigte Indianerbroschen . . . Ich wage nicht mit meinem Kopf dafür einzustehen, daß sie nicht in der Werkstatt einer East-Stadt fabriziert worden sind. Doch kommt es darauf nicht an. Die Indianer hausen nicht weit von Denver.

*

Eine Straße höher das Handelsviertel. Die Banken. Auto neben Auto. Die Farmer kommen im Automobil in die Stadt. Geschäft neben Geschäft. Alles tummelt sich. Alles beeilt sich. Auch hier achtet ein Polizist auf den Verkehr.

Frauen in Brecches und mit harten Zügen. Die Autos werden von Frauen gelenkt.

Als ob alles von Minuten abhinge, so hastig geht es hier zu.

Cowboys in Automobilen.

Wild-West, — das automobilisierte.

Das Leben auf einer Wild-West-Farm.

Die Ellicot-Farm liegt von Colorado-Springs etwa fünfundzwanzig Meilen entfernt. Von dem kleinen Städtchen bis hierher gibt es höchstens fünf bis sechs Farmen. Der Begriff „Dorf“ fehlt hier völlig. Das riesige Gebiet ist beinahe ganz leer. In europäischen Agrarländern fallen auf einen Landstrich von ähnlichem Ausmaß acht größere Dörfer. Hinter Colorado-Springs ist der Weg noch auf ein gutes Stück asphaltiert, dann jedoch nichts weniger als ausgezeichnet. Er führt über Berg und Tal. Mit großen Biegungen. Mitunter eröffnet sich dem Auge die ganze Landschaft. Die Farm ist bereits aus der Ferne sichtbar. Die Brunnen sind mit einer windmühlenartigen Vorrichtung ausgerüstet. Der Wind pumpt das Wasser in große Behälter. Derart ist jede Farm auch mit einer Wasserleitung versehen.

*

Was dann zunächst aus der Ferne auffällt, ist der Radio-Apparat. Dieser ist hier fast auf jeder Farm zu finden. Bildet das Gesellschaftsleben. Uebermittelt Nachrichten von der Außenwelt.

*

Die Ellicot-Farm gehört zu den bedeutenderen. Sie liegt gerade in der Mitte zwischen zwei größeren

Städten. Neben der Farm befindet sich die Schule, der Laden und die Gasolin-Station. Drei wichtige Bestandteile des Farmlebens. Die Schule: in der Frühe holt der große Wagen der Farm die Schulkinder ab. Die Schule besteht aus acht Klassen und zählt hundertsiebenundzwanzig Schüler. Sie verfügt über vier Lehrer. Knaben und Mädchen lernen zusammen. Die unteren Klassen sind zahlreicher besucht. In der Herbstsaison ist es besonders schwer, die Kinder zur Schule zu bringen. Eigentlich besuchen nur die Kinder der wohlhabenderen Farmer regelmäßig den Unterricht.

Der Laden: dieser gleicht den übrigen amerikanischen Geschäften. Lauter Schachteln, Gläser, Konserven. Man erhält hier sowohl Kohlen, als auch Eis.

*

Der amerikanische „Knecht“ muß gar vielerlei wissen. Dieser Typ unterscheidet sich völlig von dem europäischen. Die Knechte der Ellicot-Farm verstehen sich aufs Autolenken, auf kleinere Autoreparaturen; sie melken Kühe, striegeln Pferde, reiten und verrichten jede Arbeit, die sich in der Landwirtschaft ergibt. Die Farm hat zweiundachtzig Kühe, die um diese Zeit, im Frühherbst, Tag und Nacht im Freien bleiben. Diese zweiundachtzig Kühe sind der Obhut zweier Menschen überantwortet. Außer den Kühen gehören achtunddreißig Pferde zum Tierbestand der Farm. Auch die Pferde sind ständig im Freien.

Sechseinhalb Uhr morgens ist die Zeit des Aufstehens. Das Frühstück besteht aus gebratenen Eiern mit Speck, Griesbrei oder Mais, sowie aus Milchkaffee. Sowohl zu Mittag als auch am Abend gibt es Fleisch. Alles wird aus der Stadt gebracht. Selbst das Brot.

Die erste Arbeit nach dem Frühstück ist das Melken. Für diese Arbeit werden nur in den seltensten Fällen Frauen verwandt. Jeder einzelne Knecht hat ungeheuer viel Kühe zu melken. Die Arbeit wird äußerst rasch verrichtet. Nach dem Melken fahren die Knechte mit einem Truck aufs Maisfeld. Zur Herbstzeit leben die Kühe und Schweine ausschließlich von Mischling.

Die Pferde grasen weit draußen. Auf der riesigen Weide. Man hört, wie in der Ferne die Erde dröhnt. Anfangs vernimmt man nur dieses Dröhnen; erst nach einer geraumen Zeit, zusammen mit dem deutlicher werdenden Pochen der Hufe, wird man des kleinen Gestüts gewahr. Die Rufe der Cowboys gellen herüber.

Der Arbeitslohn eines „Milker“ beträgt im Monat 30 bis 35 Dollars. Davon vermag er selbstverständlich kaum etwas zu ersparen. Ueberdies ist es allgemeiner Brauch, daß die Farmer im Spätherbst einen großen Teil ihrer Angestellten fortschicken und nur jene behalten, die sie unbedingt brauchen. Die Lage der Kleinfarmer ist trotzdem nicht gerade gut. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß dieses Jahr das Hauptgetreide, der Mais, vorzüglich eingeschlagen hat. Infolge der großen Entfernung ver-

teuert die Fracht sehr beträchtlich das Getreide. Und trotz dieser hohen Frachtspesen mußte man in Colorado-Springs für achtzehn Maiskolben nur fünfzehn Cents bezahlen.

*

Hier wohnen die Menschen nicht zusammengepfercht. Je zwei „Milker“ haben ein Zimmer. Die Amerikaner sind selbstbewußt. Sie lesen Zeitung. Hauptsächlich Farmer-Blätter, die mit großem Geschick redigiert werden. Diese Zeitungen verstehen sich darauf, die Verbindung mit den Lesern aufrechtzuerhalten. Sie stehen in regelmäßigem Briefwechsel mit den Lesern; antworten auf jede Fachfrage. Viele der Zeitungen geben sich „unpolitisch“. Die Farmer sind politisch selbstverständlich noch immer Anhänger La Folettes. Das Interesse für politische Fragen ist — zumindest hier — nicht gerade groß. Das hauptsächlichste Gesprächsthema war — während meines Aufenthaltes auf der Farm — der in den Nachbarstädten stattfindende „fair“ (Markt), der mit einem Cowboy-Rennen verbunden wurde. An dem Rennen nahmen fast alle Cowboys der Farm teil, und „unser“ George gelangte als dritter durchs Ziel.

Die Arbeit geht auch hier „hurry up“. Langsame, bequeme Bewegungen sind völlig unbekannt. Die Maschine schreibt das Tempo vor. Es gibt viel Arbeit. Alles muß rasch erledigt werden. Der Tag vergeht in ununterbrochenem Schaffen. Eine Stunde Rast. Alles muß auf die Minute klappen. Und es gibt so vielerlei zu tun. Das Auto rast.

Die Menschen rennen. Vor die Maisschneidemaschine sind drei Pferde gespannt. Die Menschen laufen fast immer, damit sie mit der Maschine Schritt halten können.

Die Maschine diktiert. Und der Mensch rennt. Der Mensch ist ein Sklave der Maschine geworden. Der Farmer arbeitet zusammen mit den Knechten. Sie leben zusammen. Essen dasselbe. Auch ihre Kleidung ist die gleiche: Overrall, Lederhosen, Stiefel. Wenn der Boden feucht ist, ziehen sie Wasserstiefel an. Gearbeitet wird zwölf Stunden .

Fast jeder hat seinen Ford-Wagen. Daran ist nichts Seltsames, denn ohne diesen wäre hier das Leben unmöglich. Man bedenke: der allernächste Bekannte wohnt auf eine halbe Auto-Stunde entfernt. Von der Ellicot-Farm zur nächsten Stadt muß man mit dem Auto zwei Stunden fahren. Die Entfernungen sind trotzdem noch sehr beträchtlich.

In dieser Gegend gibt es keine Kirche. Am Sonntag wird ein Unterricht für Erwachsene abgehalten. Bedauerlicherweise wird der Unterricht hauptsächlich auf konfessioneller Basis betrieben. . . . Und Und es gibt hier doch recht viele verständige Köpfe.

Ueber die Sonntagslandschaft hat sich jene unendliche, tiefe Ruhe gebreitet, die man nur hier, fern dem Stadtleben, zu finden vermag. Die Leute lesen. Wir sind wieder am Rand des Maisfeldes. Abermals dröhnt die Erde. Es ist, als wollte dieses

Dröhnen unsere Aufmerksamkeit auf die großen,
freien Kräfte lenken.

Der Purpur der Sonne läßt das Maisfeld gleichsam in Flammen aufgehen. Loderndes Rot wirft sich auf die gelblichen Farben.

Ein Cowboy schreit. Dann erstirbt der Lärm.

Stille . . . Tiefe Stille . . . Die Leute auf der Farm lesen einen Zeitungsroman.

Kinder auf der Farm.

In der „Spring Gazette“ erschien die Annonce: „50 Knaben und Mädchen zwischen 9 und 12 Jahren mögen sich reisefertig melden. — Arbeit für zwei Monate . . .“

Die Sammelstelle befand sich im Stadtgebäude der Ellicott-Farm. In der Straße wimmelte es bereits frühmorgens von winzigen Kindern, deren jedes einzelne ein kleines Päckchen unter dem Arm preßte. Denn in der Annonce stand ja „reisefertig“, und derlei muß ernst genommen werden.

Weniger streng wird das Alter eingehalten. Es gab da unter anderen drei Geschwister, von denen das älteste Kind neun zu sein schien, die kleinere Schwester acht und ein ganz kleinwinziges Geschöpf vielleicht schon sieben.

Es ging recht lärmend zu.

Die Kinder waren guter Dinge und lachten fröhlich. Niemand hatte Angst, keine Arbeit zu bekommen. Alle waren ihrer Sache gewiß.

Endlich erscheint der Boss.

Er ruft die Namen auf. Fragt, ob die Eltern um die Arbeit wüßten. Selbstverständlich bejaht jedes der Kinder die Frage. Es gibt unter ihnen auch einige zwölfjährige. Die kennt der Boss bereits.

Dafür, wie hoch der Lohn sein werde, bekunden die Kinder kein sonderliches Interesse. Der Boss dagegen scheint nicht oft genug betonen zu können, sie mögen es sich genau überlegen, ob sie mitkommen wollten, denn die Farm sei fünfunddreißig Kilometer entfernt. Sie gingen nicht spielen und man könne nicht leicht zurück. Zwischendurch jedoch schildert er auch die Schönheiten des Lebens auf der Farm. Und die gute Beköstigung. Des weiteren, daß sich die Kinder zusammen wohl fühlen würden.

Der Truck fährt vor.

Eng zusammengepfercht sitzen die Kinder auf dem Wagen. Sie sind noch immer fröhlich. Lachen und singen aus voller Kehle. In der allgemeinen frohen Laune macht sie alles lachen. Ein vorbeihuschendes Eichhörnchen. Oder ein seltsam gewachsener Baum. Oder die schneebedeckte Spitze eines Berges.

Erst auf dem Truck erfahren die Kinder, daß sie Bohnen zu pflücken haben.

*

Aus der Ferne tönen die lauten Rufe der Cowboys herüber. Unter den Pferdehufen dröhnt die Erde. Lachender, sorgloser Gesang schwingt zum strahlend-blauen Himmel empor.

Die Kinder fragen:

„Ist das die Farm?“

Und beim nächsten Haus abermals:

„Das hier?“

Aber die Farm liegt auf eine große Entfernung; das mächtige Auto saust dahin.

Bisweilen verstummt das Lied. Die Kinder sind bereits müde.

Endlich spricht der Boss:

„Seht Ihr? Dort ist die Farm.“

Doch hält das Auto nicht vor der kleinen Schule, sondern fährt weiter.

Die Kinder werden in einer Baracke untergebracht, inmitten der Bohnenfelder. Die Betten stehen dicht nebeneinander. Je vier Kinder erhalten ein Bett. Die Kissen sind nicht überzogen, und auch die Leintücher nicht mehr ganz rein.

„Wer kann seinen Namen aufschreiben?“ — fragt der Boss. Es melden sich zwei Drittel. Die übrigen können weder lesen noch schreiben. Es sind fast ausnahmslos Kinder eingewanderter Eltern. Italiener, Juden, Deutsche, Russen. Aber alle sprechen Englisch.

Warum wohl die Eltern diese kleinen, schwächlichen Geschöpfe fortließen? Ich erfahre den Grund. Die meisten sind auf Saison-Arbeit. Eisenbahnbau, Farmarbeit, Maisernte. Es ist niemand da, der kochen, den kleinen Hausstand in Ordnung halten sollte: **d a s K i n d i s t e i n e L a s t !**

Daher freuen sich die Eltern, wenn die Kinder fortkommen. Das Elend schickt die jungen, schwächlichen Geschöpfe arbeiten.

Und die Schule? Wohl ist es Herbst, und es wird jetzt auch die Schule wieder beginnen, doch lohnt es sich nicht zu lernen. Damit hat's auch im Winter

Zeit. Kein Mensch weiß heute, wo er im Winter sein wird . . .

*

Die Kinder umsitzen im Overall den großen Tisch.

Lunch.

Das Essen schmeckt allen. Sie sind wieder froher Laune und stimmen ein Lied an.

Aber hinter ihrem Rücken steht bereits der Boss: hurry-up!

Die Hatz beginnt.

*

Weit erstrecken sich die Bohnenfelder. Die Maschine hat bereits die Erde gelockert. Die kleineren Kinder bücken sich emsig. Müssen die Reihen abschreiten. Die Bohnen auflesen. Das ist kein Spiel mehr. Die größeren bekommen Rechen, um mit diesen die Fechsung zu sammeln.

Versengend brennt die Sonne.

Eines der Kinder bleibt zurück.

„Hurry-up!“

Eile tut Not. Ein Erwachsener gibt das Tempo an.

Ein Knabe tritt aus der Reihe. Dann noch einer. Doch kommt der Boss. Nun ist er kein lieber, spaßhafter Onkel mehr, sondern ein richtiger — Boss.

„In die Reihe!“

Und weiter geht die Reihe. Vorwärts. Mit gekrümmtem Rücken.

*

Da sich die Kinder Abends zum Essen setzten, ist auf ihren Lippen das Lachen erstarrt. Sie lassen die Köpfe hängen. Einige dösen bei Tisch ein.

Ueber die Baracke breitet sich die Nacht. Die mageren Kinderkörper schmiegen sich eng aneinander.

*

Um halbsieben müssen die Kinder aufstehen.
Arbeit. Arbeit. Arbeit.

Kein noch so leises Windchen weht, und die Sonne brennt glühendheiß. Wiewohl es bereits Spätherbst ist.

Das eine kleine Mädchen beginnt zu weinen:

„Ich halte es nicht aus.“

Aber der Boss:

„Du wirst dich schon daran gewöhnen.“

„Ich will heim.“

„Dann hättest du nicht herkommen sollen. Arbeite!“

Müde schleppt das kleine Mädchen seinen schwächtigen Kinderkörper in der Reihe weiter.

So geht es den ganzen Tag.

Am Abend wartet der Tisch voll Essen. Aber die Kinder nehmen kaum einige Bissen zu sich.

Sie sind müde.

Eines begint zu weinen. Es ist das kleine Mädchen, das heim wollte.

Und auch die übrigen schnupfen leise. Wagen nicht, laut zu weinen. Der Boss könnte zornig werden.

Die Nacht ist still.

Die Kinder weinen sich in den Schlaf.

Die Kinder auf der Farm.

Unterwegs.

Wie die ersten Szenen einer großen Tragödie. In der Ferne hohe Berge. Im Nichts sich verlirende Linien. Voll Ahnungen. Aber die Landschaft selbst ist noch einfach. Maisfelder. Viel, viel Mais. Hoher, schöner, üppiger Mais. Dieses Jahr wird es in Colorado eine selten reiche Maisernte geben. Die „Denver Post“ wiederholt von neuem: „T'is a privilege to live in Colorado.“ („Es ist ein Privileg, in Colorado zu leben.“)

Sonne. Sonne. Durch die Maisstengel glänzt der strahlende Segen, der reiche Ernte spendende Sonnenschein. Die Eisenbahnwaggons sind nicht von in die Arbeit eilenden Menschen überfüllt, sondern von Ausflüglern. Die Frauen tragen auch hier Breeches. Man sieht viele Fischer-Ausrüstungen. Es ist Sonntag. Und es gibt nicht nur Sonntagsjäger, sondern auch Sonntagsfischer. Wenn man die Mitreisenden betrachtet, gewinnt man die Ueberzeugung, daß es tatsächlich ein Privileg sei, in Colorado zu leben.

*

„Bitte, betrachten Sie die Schönheiten der Rocky Mountains. Auf diesem Bild sind sie zu sehen.“ — So erklärt ein Mann und verteilt sein Album an die

Leute. Man kann sich seiner nicht erwehren. „Blättern Sie darin“ — spricht er in einem keinen Widerspruch duldemem Ton und kehrt nach etwa zehn Minuten zurück. — „Der Preis beträgt einen Dollar fünfundzwanzig Cents. All dies werden Sie zu sehen bekommen. Bitte, das Album, das Album . . .“

*

Der Zug rast dahin.

Aus der Ferne kommen die Berge immer näher. Die Maisfelder sind bereits verschwunden. Die sanften Halden wurden von jäh emporschießenden Bergen abgelöst.

Waldungen.

*

„Schokolade gefällig. Mit Rosinen, Mandeln oder Pfefferminz gefüllt. Gala Peter. Milchsokolade. Erstklassige schweizer Fabrikate . . .“

*

Serpentinenhaft eilt die Straße dahin. Auf der Straße ein Ford-Wagen nach dem andern. Blauer Himmel. Das ist der Hintergrund. Und die dominierende Farbe: Goldregen. Der Berg, der hohe, in den Himmel ragende Berg ist in der Mitte von einem Bach durchschnitten. Die Sonnenstrahlen funkeln auf den Bach nieder, hüllen ihn in Gold. Und der Bach jagt weiter. Staut sich an den Felsen, stürzt dann noch reißender hinab: der Goldfluß.

„Eine gelbe Brille gefällig? Ein unentbehrlicher Gegenstand. Verschönert die Aussicht, schützt

gegen Staub, Schmutz, Ruß, blendendes Licht . . .
Bitte . . . Bitte . . .“

Auch die Waldungen sind bereits entschwunden. Hier und dort eine einsame Fichte. Sonst aber Felsen und wieder Felsen. Gewaltige Steinklumpen. Breite Würfel, Pyramiden und alle Formen der Geometrie. Nur weitausladende breite Linien. Hoch emporragende geometrische Linien. Als hätte die Natur die Landschaft eines kubistischen Malers plagiiert. Und der Goldbach. Der bisweilen zu brausendem Wasserfall anwachsende gelbe Fluß. Man muß die Lider schließen, denn das große Strahlen schießt über die Ufer und brandet wider die Augen. Der glänzende, niederstürzende Goldfluß. Das große Funkeln.

*

Stellenweise wurde das Wasser von den Menschen in ein enges Bett gezwängt, und der Goldfluß treibt eine Turbine. Hier wird alles elektrisch betrieben. Der goldene Sturzbach treibt die Turbine. Die Turbine erzeugt Elektrizität. Und die Gesellschaft wechselt den goldenen Sturzbach in klingendes Gold ein.

Aber mitunter sind auch hier Spuren der Vernachlässigung zu sehen, ganz wie im alten sterbenden Europa. Die Spuren eines alten Bergwerks. Eingestürzte Gerüste. Einst war hier ein Silberbergwerk gewesen. Die Aufschriften sind bereits von der Zeit verwischt.

*

„Ansichtskarten gefällig. Unglaublich billig. Die ganze Serie nur fünfunddreißig Cents. Zwölf Stück . . .“

*

Jetzt windet sich der Zug durch die Luft weiter. Der Berg ist gespalten. Unten braust der Fluß. Der Goldfluß. Im tiefen Tal. Und wir streben behutsam weiter. Auf die andere Seite. Der Zug ist treu. Folgt dem Fluß. Und auch der Berg ist treu. Folgt dem Fluß. Sie gleiten zusammen dahin: der Goldfluß, der Berg, und wieder der Fluß, und auf der andern Seite schließt sich ihnen die Landstraße an. Mit den vielen Autos.

*

„Coca cola gefällig, Limonade, Erfrischungen? . . .“

*

Nun greift der Glanz des Sturzbaches auf die Berge über. Und die Berge verwandeln sich in pures, strahlendes Gold. In der Luft dampfen schwere Däfte. Besiegen den Rauch der Lokomotive und hauchen wundervolle Duft-Wolken in den Waggon. Diese breiten sich einem übers Gehirn. Ueber die Nerven. Dringen in den Kehlkopf. In die Lunge.

*

„Ein niedliches Bergvöglein gefällig? Ein prachtvolles, zwitscherndes Ding. Eine herrliche Erinnerung aus den Bergen.“ Und er läßt den aus Blech verfertigten, mit Wasser gefüllten scheußlichen Kanarienvogel trillern.

Die in Gold getauchten Berge leuchten. Die Düfte steigen auf und schweben dahin. Farben und Stimmen und Düfte verschmelzen zu einer erschütternden und blendenden Symphonie, die die Steinfelsen der Rocky Mountains, die Wirklichkeit des Eisenbahnzuges und des Augenblicks in Vergessenheit versinken lassen.

*

Und wieder meldet sich der unermüdliche Verkäufer. Bietet gesalzene peanuts (Erdnüsse) an. Dann Bananen, Orangen, Pfirsische. Und wenn er zurückkommt, ist er bereits mit Sandwich beladen. Dann, der Abwechslung halber, bringt er Krawattennadeln „mit echtem Bergkristall“. Briefbeschwerer. Kinderspielzeug. Und immer laut anpreisend die tausend Vorzüge des gerade feil gebotenen Gegenstandes.

*

Der Zug bewegt sich im Strahlen der funkelnden Sonne weiter. Und hinter jedem Glanz dunkelt des täglichen Lebens nie rastender Jahrmarkt . . .

Die tote Stadt.

Amerika?? Ja: Amerika!!! Und dennoch . . . Eine tote Stadt! Georgetown, im Staate Colorado. Wie ist dies nur möglich? Wie kann hier, in Amerika, im jungen Weltteil, eine Stadt sterben?

Eine tote Stadt . . . Was dies wirklich bedeutet, kann sich nur vorstellen, wer bereits in einer Stadt war, die der Feind evakuiert hat, die von Bomben heimgesucht worden ist. Und wo nur jene Leute zurückgeblieben sind, die nichts mehr zu verlieren hatten.

Der Zug hält. Man steigt auf der kleinen Station aus und wird gleich durch den ersten Anblick in Erstaunen versetzt, — das sich gegenüber dem Bahnhofe befindliche Restaurant ist geschlossen. Doch ist es nicht nur geschlossen; das Dach ist an mehreren Stellen vom Wind fortgetragen, der Verputz abgefallen. Die Main Street (Hauptstraße). Ringsum hohe Berge. Auch die Hauptstraße führt bergig hinan . . . Häuser. Niedrige Häuser. Bretter an Stelle der Fenster. Große Buchstaben verkünden: „Dieses Haus ist zu verkaufen.“ — „Dieses Haus ist zu vermieten.“ Geschäfte? Ich sehe bloß drei. Das

erste ist eine große Lebensmittelhandlung. Das zweite kann ein kleines kompliziertes Geschäft genannt werden: Zeitungsstand, Kurzwarenhandlung, Papierhandlung und Friseurstube. Vereinigt all diese Geschäfte. Das dritte ist ein Hutgeschäft, kombiniert mit Schuhwaren. Dann folgen noch einige Laden. Doch sind alle leer, alle zu vermieten. Zu verkaufen. Die Zettel bieten die Geschäfte unsäglich hoffnungslos an!

•

Was hat die Stadt getötet? Das Silber. Georgetown hatte einst siebentausend Einwohner. Die letzte Volkszählung wies nur noch siebenhundert auf, doch ist seither die Zahl der Bewohner noch rasender zurückgegangen. Die Stadt wurde vom Silber getötet, von diesem gleißenden Metall. Die Krankheit begann am Ende des vorigen Jahrhunderts. Im selben Maßstab wie der Preis des Silbers ging die Zahl der Einwohner zurück. Das Silber tötete die Stadt. Einst wurde darüber gestritten, ob Denver oder Georgetown die Hauptstadt von Colorado sein soll. Heute zählt Denver 256 491 Einwohner.

•

Die Silbergruben. An der Bergwand gähnt der Grubenrachen. Der Eingang ist im Verfall. Das Holzgerüst verfault. Das Geleise der Grubenhunde verkrümmt, verrostet. Die Grube ist gestorben. Hier und dort gähnen noch ein bis zwei ähnliche Löcher.

Gleich Wunden an einem lebenden Berg. In ganz Georgetown arbeitet ein einziges Bergwerk mit siebzehn Mann. Dies ist alles, was von der einstigen Pracht zurückblieb.

*

Die Grube heißt „Griffith“. Ueberall Verfallserscheinungen. Die Gesellschaft ist der Meinung, daß sich hier das Fördern des weißen Edelmetalls noch lohne, — den Preis dieser Ansicht jedoch müssen die Arbeiter bezahlen. Die Gesellschaft läßt nämlich, um das Unternehmen recht rentabel zu gestalten, keinerlei Ausbesserungen vornehmen. Die Grubenhunde sind altmodisch, primitiv. Springen jeden Augenblick aus dem Geleise. Das Bergwerk ist feucht. Stellenweise müssen die Bergleute bis zu den Knöcheln durchs Wasser waten. Unfälle sind an der Tagesordnung. An dem Edelmetall klebt Arbeiterblut. Niemand will hier arbeiten. Die Sklaven des Silbers wechseln dauernd. Die kräftig gebauten Proleten werden aus Denver hierher gelockt. Und sie kehren blaß, bleich, gebrochen nach Denver zurück. Das Silber gibt ihnen nur seine Farbe.

*

Ich bleibe vor dem Schaufenster des Friseur-laden-Zeitungsstandes stehen. Im Schaufenster ein Orangenbaum. Ein winziger Orangenbaum. Mit vielen, vielen Orangen. Schönen, großen Orangen. Ein alter Herr spricht mich an. Der Friseur-Zeitungsverkäufer. Es stellt sich heraus, daß er ein Deut-

scher sei und achtundachtzig Jahre auf dem Buckel trage. In Georgetown lebt er bereits seit einundfünfzig Jahren. Ein schönes Stück Zeit. Ein ganzes Menschenleben. Er läßt sich nicht lange bitten, mir etwas vom alten Georgetown zu erzählen. Er breitet die Arme weit aus, stößt einen tiefen und aufrichtigen Seufzer hervor, als spräche er von einer alten Liebe. „O, Georgetown war noch vor zwanzig Jahren ganz anders. Aber die Stadt ist gestorben. Georgetown ist eine tote Stadt. Einst hatte ich einen schönen Zeitungsstand. Damals reichte diese Beschäftigung aus. Der Zeitungsstand genügte. Wie aber dann die Jahre dahingingen, mußte ich immer mehr dazu nehmen, um mein Auskommen zu finden.“ Im Laden ist eine Sammlung zu sehen. Mineralien, Münzen, in einem Kuhbauch gefundene Nägel, Indianerbroschen. Ich spendete für die Sammlung ein Pfennigstück. Für diese Rarität war er äußerst dankbar. — „Einst wurden für ein Lot (Bauplatz) tausend Dollars bezahlt, heute gibt kein Mensch fünfundzwanzig dafür. Doch leben noch immer Optimisten, die glauben, daß der Wert des Silbers noch einmal steigen werde“ — seufzte er — „lange Zeit glaubte auch ich daran. Inzwischen wurde ich alt. Glaube es jetzt nicht mehr.“ Ein Kunde kam. Der hundertjährige alte Herr machte sich flink wie ein junger Geselle ans Rasieren . . .

*

Auf der Main Street befindet sich die Post. Einen Briefträger gibt es hier nicht. Jeder holt sich selbst

seine Briefe. Das ist keine große Arbeit und immerhin eine gute Zerstreung. Die Post ist der Sammelplatz der Stadt. Hier werden die Hauptereignisse des Tages besprochen. Die Stadtneuigkeiten. Hier befindet sich das Herz der Stadt. Jeder weiß hier alles. Wie viel Touristen die Stadt besucht haben. Wieviel Gäste das Alpine Lodge hatte. Was ein Mittagessen im Hotel Paris kostet. Wann das Hotel Wallis seine Pforten schließt. Welches Haus wieder frei geworden ist. Hier braucht man keine Zeitung. Die Post ist die Zeitung. Hier stehen die Männer herum. Hier lassen sich die Stadtschönen bewundern.

*

(„Herbstliche Sonntagnachmittage,
meine kaltlippigen toten Lieben,
heute bin wieder ich euch begegnet.“)

*

An der Ecke der Main Street und der 7. Straße befindet sich eine Firma: ein Transportunternehmen. Ich mußte mein Gepäck an die Bahn schaffen lassen. In der Wagenremise blieb mein Auge an einem Leichenwagen haften. „Sie haben auch ein Bestattungsinstitut?“ — fragte ich. — „Ja“ — lautete die Antwort.

„Und wie geht das Geschäft?“

„Ich kann nicht klagen. Wohl leben hier die Leute lange, sterben aber doch einmal. Und er gibt hier viele alte Leute. Ich habe auch für morgen eine Leiche.“

*

Morgen wird wieder der Leichenwagen durch die Stadt fahren. An einem Haus mehr wird der Zettel hängen: „Dieses Haus ist zu verkaufen.“ Und wenn ich nächstens abermals nach Georgetown komme, wird es hier noch mehr Häuser mit geschlossenen Fenstern geben. Verfallende Häuser. Tote Häuser. Denn die Stadt ist tot.

Stille, tiefe Stille herrscht im Bergmannsdorf.

Spät nachmittags . . . Ein großer Teil der Bergleute ist bereits aufgefahren.

Die Grube heißt Florence Mine, und das Dorf, in dem die Bergleute wohnen: Glens Run.

Niedrige Häuser. Besitz der Company.

Diese Häuser sind überall gleich.

Jetzt herrscht Stille. Die Leute sitzen auf den Bänken vor den Häusern, plaudern. Bücher sind hier kein gangbarer Artikel. Die Leute sind müde. Vom vielen Sich-Bücken ermüdet. Sind so müde, daß die Buchstaben vor ihren Augen verschwimmen.

„Wir werden eine anders eingerichtete Welt nicht mehr erleben“ — spricht der eine. — „Vielleicht die dort?!“ — und er zeigt auf die Kinder, die auf der Erde liegen.

*

Die Häuser sind dunkel. Die Stuben sind dunkel. Hier gibt es kein elektrisches Licht. Und kaum etwas Möbel. Es erweckt den Eindruck, als dächten alle: „das Haus gehört nicht mir, ich weiß nicht, wie lange ich hier bleibe. Bin nur provisorisch hier. Habe kein Heim.“

Diese Häuser bedeuten tatsächlich kein Heim.

Ein ewiges Wandern herrscht hier. Der Bergmann geht dorthin, wo er eben Arbeit findet.

„Heutzutage ist es schwer, eine dauernde Beschäftigung zu finden!“

*

Einer klagt:

„Zum Saufen sind die Leute leichter zu überreden. Im Wald wird jetzt Branntwein gebrannt. Die Leute haben nicht den Mut, daheim zu trinken, gehen in den Wald.“

Einer träumt:

„Einmal, ja einmal wird ganz bestimmt das Ende dieses Systems kommen. Die Kapitalisten werden zugrunde gehen, werden im eigenen Fett ersticken.“

Dieser Mann glaubt mit aller Entschiedenheit an das, was er sagt, doch blitzt in seinem Gehirn für keinen Augenblick der Gedanke auf, daß er dafür etwas tun müßte, und was dies wäre.

„Und was tust Du, damit diese Zeit komme?“

„Tun? Tun? Was gibt es da zu tun? Sie kommt ohnehin, — aber ich werde es nicht erleben.“

*

Auch in diesem Bergmannsdorf gibt es Mietskasernen. Und auch hier fehlt überall die Wasserleitung. Eben werden die Klosette gereinigt, und über das ganze Tal breitet sich der eklige Gestank des Menschenkotes.

Die Dorfbewohner sind daran gewöhnt.
Ueber dem Dorf liegt Stille, tiefe Stille.

*

Ein Arbeiter klagt:

„Jetzt finde ich keine Zeit zum Lesen. Aber wenn ich einmal eine Frau haben werde, ah, wenn ich einmal eine Frau haben werde. Ich muß jetzt selbst kochen und aufräumen. Kann doch für derlei nicht mein sauer verdientes, schönes Geld ausgeben. Und muß einen Teil auch meinen alten Eltern heimschicken.“

„Seit wann arbeitest Du im Bergwerk?“ — frage ich ihn.

„Zwölf Jahre wird's schon sein.“

Eine ganz hübsche Summe von Jahren.

Die Liebe ist unten in Wheeling für Geld zu bekommen. Billige Liebe. Häßliche Liebe.

„Es ist schon ein eländes Leben, das wir in diesem verdammten Dorf führen!“ So spricht der Mann. Und bettet das Gesicht in beide Hände.

*

Langsam folgt ein Wort dem andern.

Einer ist verunglückt. Es stand auch in der Zeitung. Ein elektrischer Draht schlug ihm ins Gesicht. Doch geht es ihm bereits besser. Er wird bald wieder arbeiten können. Wird sein altes Leben von neuem beginnen können.

In der kleinen Schusterwerkstätte brennt eine Oelfunze.

Es tut so wohl, zu plaudern. Worüber? Im allgemeinen. Wozu? Nur so. Woraus besteht hier das Leben? Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Man steigt ins Bergwerk hinab. In die Tiefe. Mit gebeugtem Rücken. Schwarz. Kohlenstaubschwarz. Schuftet. Fährt wieder auf. Reibt sich den Kohlenstaub vom Gesicht. Vom Kreuz. Vom Rücken. Zieht ein anderes Gewand an. Ißt. Setzt sich auf die Bank vors Haus. Plaudert eine Weile. Geht schlafen. Steht wieder auf . . . Und das Ganze beginnt wieder von vorn.

Denn dies ist das Leben.

Das Bergmannsleben.

Und über dem Dorf liegt Stille, tiefe Stille.

*

Mondschein.

Auf den zitternden Wellenkämmen des Baches schimmern Tausende von Schuppen.

Winzige Johanniskäfer flitzen durch die Luft. Erhellen den Abend. Versinken dann in tiefer Schwärze.

Es ist still.

Unwahrscheinlich still.

Und der Mond gleißt.

Bisweilen hört man sogar die Stille. Die tiefe Stille. Des Bergmannsdorfes tiefe Stille. Sie ist so tief und gewaltig, daß sie von den Häusern auf die Menschen niederflutet, aus den Tiefen der Schächte zu den Menschen aufgischtet. Und ihre Gehirne überschwemmt. Sie ungläubig macht. Die Stille. Die tiefe Stille.

Des Bergmannsdorfes tiefe Stille.

Pittsburgh, die schwarze Stadt.

Es ist Samstag Abend. Ich steige aus dem Zug und werde vom Strom der Stadt mitgerissen. Pittsburgh. Es liegt vor mir, und nun vermag ich bereits zu verstehen, was dies bedeutet: Pittsburgh, die schwarze Stadt.

Die schwarze Stadt.

Ich betrachte die Leute. Es ist Samstag; ein Teil kommt gerade aus den Fabriken und verunstaltet das Antlitz der Stadt. Müde Proleten in der schwarzen Stadt. Die Leute sind schwarz, Ruß liegt auf ihren Gesichtern, ihre Gewänder sind rußig, und aus rußigen Gesichtern stieren müde Augen. Die Leute kommen aus der Arbeit. Aber der Rauch der Fabriken steigt noch immer empor. Hohe, schlanke Schlote ragen in den Himmel und verdecken gleich feuerspeienden Bergen den Horizont. Die schwarzen Wolken hängen über der schwarzen Stadt, zerstäuben über der Stadt und rieseln in kleinen Staubkörnern auf die Erde zurück.

*

Ich gehe die Straße entlang. Die Erde knirscht unter meinen Füßen. Kohlenabfälle bedecken die Erde. Sie knirscht, sie zischelt: die schwarze Erde der schwarzen Stadt. Mein Weg führt über die

Monongahela-Brücke, ich halte mich am Geländer fest, die Hand wird schwarz. Der Kohlenstaub legt sich einem auf die Nüstern, die Hände, aufs Haar. Ueberall Kohle, Kohle, Kohle. Die Stadt ist schwarz.

*

Das Bad der Armen. In langen Reihen warten die Leute, die schwarzen Leute, um sich für zehn Cents Sauberkeit zu kaufen, denn es ist Samstag und in der schwarzen Stadt wollen die Menschen rein sein. Doch hat der große Schmutz bereits alles und alle eingehüllt, sich eingesogen in die Person, in die Augen, in die Ohren; schwarz sind die Leute, die ins Bad gehen, und alles ist vergeblich. Sie bleiben auch nachher schwarz, die Leute der schwarzen Stadt.

*

Ueber die Stadt türmt sich ein Berg, und an der Seite des Berges windet sich eine Straße. Am Berg hang klebt hier und dort eine Hütte, über die schwarze Stadt wölbt sich schwarz der Berg, und auf dem schwarzen Berg kriecht immer höher und höher ein langer Zug. Aus der Ferne mutet er in der großen Schwärze wie ein langer weißer Streifen an. Den Berg empor steigen die Weißkuppen, steigt eine Truppe des Ku Klux Klan. Heute Nacht wird jemand ausgepeitscht werden, heute Nacht wird in der Finsternis das Kreuz leuchten. So strebt die weiße Schar durch die schwarze Stadt, doch ist auch die weiße Schar schwarz: schwarz der Ge-

danke, schwarz das Gefühl, die die weiße Schar führen.

*

In der äußeren Stadt gehen alle Leute gekrümmt und in schmutzigem Arbeitsgewand, auf dem Antlitz Traurigkeit, das Gesicht von Müdigkeit verzerrt. Denn die Arbeit hier ist hart, ermüdend.

Die Straßen schrumpfen zusammen. Noch ist es nicht Abend, doch fällt es nunmehr schwer, die Gesichtszüge zu unterscheiden, denn in die engen Gäßchen dringt kein Sonnenschein: in den Arbeiterstraßen der schwarzen Stadt herrscht ewige Schattendunkelheit.

*

Ich gehe hinaus ans Ufer des Monongahela, setze mich auf den Damm und betrachte die in Finsternis versinkende Stadt. Nun ist es bereits, als hätte sich die Stadt völlig in die große Wolke gehüllt, die Häuser schwinden im Qualm dahin, und die Sonne kriecht langsam den Horizont hinab. Hinter mir speien vier hohe Fabrikschlote Rauch, eine Lokomotive stößt pustend dicken Qualm aus.

Unvermittelt sitzt ein Bursche an meiner Seite. Er ist ganz schwarz, trägt ein zerlumptes Gewand, an seinen Händen ist die schwarze Schicht verhärtet, auf seinem Gesicht liegt dick der Kohlenstaub. Ich frage ihn:

„Wo arbeitest du?“

„Hier in der Fabrik“ — lautet die Antwort.

Dann plauderten wir lange. Er berichtete mir, daß er täglich zehn Stunden schufte, eine schwere Arbeit habe und einen Wochenlohn von einundzwanzig Dollars erhalte.

„Bist du müde?“ — erkundige ich mich.

„Ich bin müde“ — antwortet er.

Und auch er richtet an mich verschiedene Fragen. Woher ich sei? Was ich treibe? Wo ich zu arbeiten gedenke?

*

Jählings durchbricht die Sonne glühendrot und siegreich den dichten schwarzen Rauch. Nein, nicht die Sonne, sondern die Buchstaben McNeills and Libby Co. durchbrechen die Schwärze und lodern gleichsam in der Dämmerung. Die in den Himmel ragenden Schloten speien nicht mehr Rauch, sondern Feuer, die Lampen sind entbrannt und ihr Schein wird vom Spiegel des Monongahela zurückgeworfen.

*

Der Bursche erzählt weiter und fragt weiter. Aus seinen Worten ersteht die Trostlosigkeit des Arbeiterlebens, die rastlose und unendliche Arbeit, der Kampf ums tägliche Brot, der jede in die Ferne gerichtete Bestrebung erdrosselt, jede Sehnsucht nach Höherem niederschlägt, den arbeitenden Menschen immer wieder auf das Niveau des Zugviehs zurückstößt.

*

Doch bleibt der Mensch auch hier, in der schwarzen Stadt, Mensch.

Der Bursche wurde nicht müde, sich für mein Leben zu interessieren. Er hörte, daß ich ein Fremder sei und fragte mich, wann ich in die Stadt gekommen bin; ich mußte ihm erzählen, daß ich mir morgen Arbeit suchen wolle und in Pittsburg noch feinen Menschen kenne.

*

Der Bursche erhob sich.

„Ich muß zurück“ — sprach er. — „Wir haben wenig Zeit zum Ausruhen und die Arbeit dauert bis sechs Uhr morgens.“ — Er griff in die Tasche, zog mit langsamer Gebärde einen Dollar hervor und reichte ihn mir.

„Hier hast du, nimm, du brauchst sicher Geld.“

Ich erklärte ihm, daß ich augenblicklich nicht in Not sei, doch beharrte er darauf, daß ich von ihm den Dollar nehmen müsse.

Da ich mich noch immer weigerte, sagte er:

„Du wirst ihn zurückgeben, wenn nicht mir, so einem anderen . . .“

Die Schlote speien Rauch, die Luft dampft Qualm. Es ist schon ganz dunkel, die Stadt ist schwarz, aber in der schwarzen Stadt strahlen rot die Arbeiterherzen.

Im Spital.

An der Wand: Kruzifix. Weihwasserkessel. Und Maria mit dem Jesuskind.

Durch den Korridor eilt eben die liebe Schwester.

Und auch der Herr Hochwürden kommt mit salbungsvollen Worten und schwellendem Schmerzbauch, den kranken Erdenmenschen himmlisches Brot verheißend.

In langen Reihen liegen auf den Betten die Kranken.

Hustend. Mit tausend Klagen wider das bittere Schicksal, das hierher, zu Füßen des an der Wand hängenden Herrn Jesu, sie gestoßen.

Aus manchem quillt Blut.

Einer Brust wogendes Wimmern erfüllt den ganzen Saal.

Röchelnde Blutklumpen reißen sich in der Lunge los.

Und aufjammert ein zweiter, dessen Atem nur noch ein mit leisem Rhythmus rastlos bebendes, nie verstummendes Jammern ist.

Wehe, wehe, wehe, weehe, weehe, — klagt es in qualvoller, gleichmäßiger Eintönigkeit.

Rasch gipfelt der Nachmittag in die Nacht.

Glockenläuten.

Tönendes, tiefes Läuten.
Und aufweint eine neue Glocke.
Das Seelenglöcklein.

Einer starb im Spital.
Wehe, wehe, wehe, wehe.
„Warum all das?“ — fragt eine leise Stimme.
„Das Leben! Das Leben!“
Durch den Saal aber huscht der Tod.
Und das Seelenglöcklein schrillt.

Der Sterbende ist schmutzig.
Der Pfleger hat viel zu tun.
Mürrisch bringt er den Kranken das Gefäß; jegliches Gefäß.

Und spuckt auch selbst.
Ins Spital der Barmherzigkeit kommt vom Lift-boy bis zum Krankenpfleger jeder mit angefaulter Lunge.

Und bleibt unter denen mit verfaulter Lunge.
Viel Arbeit gibt's.
Im Spital der Barmherzigkeit.

Aufröchelt in mondheiler Nacht der Diener.
„Was schmerzt dich?“
„Die Brust!“
„Du arbeitest?“
„Sieben Tage die Woche; zwölf Stunden den Tag!“
„Dein Lohn?“
„Gott! . . . dort an der Wand . . .“

Und ich wachse riesengroß.

Wie aus Stahl ist meine Brust, so stark.

Meine Muskeln sind die eines Meisterboxers, so hart.

Und ich packe den siechen Diener.

Und das Erzkruzifix an der Wand. Das nur noch Erz ist. Mittel, womit ich von der Wand die heiligen Bilder fege, Jesus, das Ewige Licht, den Weihwasserkessel.

Und ich trete hinaus in den weißen Mondschein.

Renne über die Avenue ins Viertel der Krämer.

Poche mit dem Erzkruzifix am Hotel Arion, am Weißen Haus und an allen Herbergen der Armut.

„Hört: die Stunde hat geschlagen!

Wacht auf, Verdammte, Euere Zeit ist gekommen!“

Und ich schwinge das Erz in der Hand.

Und durch die müden, ausgetrockneten Gesichter flutet der Strom der Tat.

Nicht mehr brauche ich mit schwellender Brust in die Nachtschwärze zu rufen:

— Hört, die Stunde hat geschlagen! . . . —

Denn aufgebrochen ist das Arbeitervolk. Mit Kämpfern füllen sich die Straßen. Mit Knüppeln die Hände. Mit Kampfliedern die Herzen. Elektrizitätswerk, Bäckereien, Stahlfabriken, Puppenfabriken, Wurstfabriken, alle, alle schicken ihre Arbeiter auf die Straße: kampfbereit.

Geschlagen hat die Stunde!
Gequältes Arbeitervolk, auf die Barrikaden . . .
Sklaven; geschlagen hat die Stunde . . .
Das Kruzifix in der Hand — an der Spitze.
Niederschlagen auf den ersten Bourgeois.
Auf die Barrikaden — an der Spitze!

Aber aus der Lunge quillt Eiter . . .
Durchs Fenster scheint der Mond.
Und die Glocke tönt.

Das Seelenglöcklein.



Inhalt

	Seite
Ankunft in Amerika	3
Fifth Avenue	10
Bowery	14
Holy Cross Mission	19
Easton im Frühling	23
Aus den Aufzeichnungen eines Messengerboys	28
„Für gute Jungens gute Arbeit“	38
East Side	44
Das „farbige Harlem“	52
In der Vorhalle von „Mount Sion“	62
Mein Freund Murphy	67
Austern	71
Wie kauft der Reiche ein?	76
Chicago	81
I. Unten und oben	
II. Die Schlachthäuser	
Reise nach Californien	99
Wild-West	106
I. Das Historische	
II. In der Arena	
III. An der Grenze	
Das Leben auf einer Wild-West-Farm	119
Kinder auf der Farm	125
Unterwegs	131
Die tote Stadt	136
Stille, tiefe Stille herrscht im Bergmannsdorf	142
Pittsburgh, die schwarze Stadt	147
Im Spital	152

Von Stephan J. Klein

dem Übersetzer des vorliegenden Buches sind folgende aus dem Ungarischen übersetzte Bücher erschienen:

- Michael Babits*: „Der Storchkalif“. Roman. (Kurt Wolff, München).
- „Der Sohn des Virgilius Timar“. Roman. (Musarionverlag, München).
- Béla Bacsó*: „Die Mietskaserne“. Roman. (Der Taifun-Verlag, Frankfurt a. M.).
- Tibor Diószeghy*: „Der rätselhafte Photograph“. Roman. (Dr. Fritz Frommel, Ludwigsburg).
- Milan Füst*: „Lachende Gesichter“. Roman. (Musarionverlag, München).
- Janos Gyetvai*: „An der Spitze der Bauern“. Roman. (Der Taifun-Verlag, Frankfurt a. M.).
- „Die Krähen“. Roman. (Der Taifun-Verlag, Frankfurt a. M.).
- Béla Illés*: „Nikolai Suhaj“. Historische Erzählung aus dem Jahre 1920. (Der Taifun-Verlag, Frankfurt a. M.).
- „Rote Märchen“. (Verlag Die Wölfe, Leipzig-Plagwitz.)
- Friedrich Karinthy*: „Die Reise nach Farnmido.“ Gullivers fünfte Reise. (Max Rascher, Zürich.)
- Martin Keleti*: „Graue Vögel“. Roman. (Verlag Die Wölfe, Leipzig-Plagwitz.)
- Thomas Kóbor*: „Der getötete Tod“. Roman. (Internationaler Verlag, Zürich).
- Desider Kosztolányi*: „Der blutige Dichter“. Roman. (Oskar Woehrlé, Konstanz a. B.).
- „Der schlechte Arzt“. Roman. (Oskar Woehrlé, Konstanz a. B.).
- „Die magische Laterne“. Erzählungen. (Hermann Meister, Heidelberg).
- Julius Krudy*: „Judiths Träume“ Roman. (Der kleine Roman, Berlin).

- John Lassen*: „Herren und Sklaven“. Roman. (Verlag Die Wölfe, Leipzig-Plagwitz).
- Sandor Lehotai*: „Im Tal der Schatten“. Skizzen. (Verl. Prol. Freidenker, Leipzig).
- Johann Lékai*: „Mensch“. Drama. (Oskar Woehrle, Konstanz a. B.).
- Josef Lengyel*: „Sternekund und Reinekund“. Märchen. (Verl. Prol. Freidenker, Leipzig).
- Andor Nagy*: „Wirbelsturm“. Roman. (Oskar Woehrle, Konstanz a. B.).
- Zoltan Nay*: „Die Legende vom lachenden Mann“. (Oskar Woehrle, Konstanz a. B.).
- Johann Macza*: „Arbeiterchor“. (Verl. Prol. Freidenker, Leipzig).
- „Moskau“. Das Evangelium der auferstandenen Stadt. (Der Taifun-Verlag, Frankfurt a. M.).
- Béla Révész*: „Ringende Dörfer“. Roman. (Ernst Rowohlt, Berlin).
- „Der Einsame“. Roman. (Der Taifun-Verlag, Frankfurt a. M.).
- „Der große Kerker“. Erzählungen. (Kurt Wolff, München).
- „Beethoven“. Erzählung. (Kurt Wolff, München).
- Ernö Szép*: „Lila Akazien“. Roman. (Drei-Masken-Verlag, München).
- Julius Szini*: „Die gelbe Kalesche“. Erzählungen. (Hermann Meister, Heidelberg).
- Maria Szucsich*: „Die Träume des Zauberbuches“. Märchen. (Verl. Prol. Freidenker, Leipzig).
- „Silavus“. Märchen. (Der Malik-Verlag, Berlin).
- Novellen-Sammlungen*: „Ungarn“. (Georg Müller, München).
- „Das neue Ungarn“. (Gustav Kiepenheuer, Potsdam).
- „Ungarische Erzählungen“. Zwei Bändchen. (Reuß & Itta, Konstanz a. B.).
- „Ungarische Erzähler“. Zwei Bändchen. (Happel & Naumann, Regensburg).

Freidenker-Hausbücherei

	Mk.
Heft 1 <i>Johann Ferch</i> : Erotisches, Bigottisches und Iskariotisches (Aphorismen) . .	0.60
Heft 2 <i>J. Lehotai</i> : Im Tal der Schatten (Skizzen aus der ungarischen Revolution) . .	0.60
Heft 3 <i>G. Keller</i> : Anbrechender Tag (Gedichte)	0.60
Heft 4 <i>Erich Grisar</i> : Das Herz der Erde hämmert (Skizzen und Gedichte)	0.60
Heft 5 <i>K. Marchionini</i> : Glossen über Gott und Religion	0.60
Heft 6 <i>Franz</i> : Die Schlacht mit den Heiligenknochen	0.60

Weitere Hefte sind in Vorbereitung!

Proletarische Märchenbücher

	Mk.
Heft 1 <i>Maria Szucsich</i> : Die Träume des Zauberbuches (illustriert). Aus dem Ungarischen übersetzt von St. J. Klein . .	1.50
Heft 2 <i>Josef Lengyel</i> : Sternekund und Reinekund Aus dem Ungarischen übersetzt von St. J. Klein	1.00
Heft 3 <i>Béla Illés</i> : Rote Märchen (illust.). Aus dem Ungarischen übersetzt von St. J. Klein fein gebunden	2.50

Verlagsanstalt prof. Freidenker, Leipzig-Lindenau

Kösner Straße 15. Fernsprecher 43 270. Postscheckamt: Leipzig Nr. 66 604. Postsparkassenamt: Wien (Arthur Wolf) Nr. 156740. Bankkonto: Sächsische Staatsbank, Filiale Leipzig. Gemeindegirorkonto: Girokasse Leipzig, Zweigstelle Plagwitz Nr. 22170

—
Druck :
Uns-Produktivgenossenschaft
Leipzig
—



